Neue Geschichte des französischen Afrika,

mit neuen Charten sowol, als geographischen, astronomischen und andern Beobachtungen über die Gebräuche, Sitten, Religion und den Handel dieser Gegenden.

Vom

Abbé Demanet

ehemaligen Missionair in Afrika.

Aus dem Französischen übersezt.

Zweiter Band.

Mit gnädigster Freiheit.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung 1778.

Neue Geschichte
des
französischen Afrika.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel.

Von den Sitten und der Religion der Negern.

Der Neger gleicht einer Maschine, die durch gewisse Triebwerke aufgezogen wird und wieder abläuft, oder einem Stük weichen Wachses, dem man eine Form geben kann, welche man will. Die Religion, der er anhängt, sie sey, welche sie wolle, leitet ihn in seinen Handlungen; voll von Lernbegierde, ergreift er alles, was ihm angeboten wird; ungewiß und schwankend in den mahumedanischen Irrlehren, weiß er nicht, welcher von den vielen streitenden Sekten er folgen, und woran er sich halten soll. Jedes Königreich, jedes Dorf, fast jede Familie hat ihre eigene Religion. Sie verachten sich wechselseitig, und tadeln den Glauben, dem die übrigen anhängen. Ungeachtet dieses Gegensazes von Meinungen, giebt doch ein jeder vor, ein wahrer Schüler des falschen Propheten zu seyn, und verlangt für einen getreuen Ausleger dieses Betrügers gehalten zu werden, den sie aber auch gleich verlassen, wenn man geschikt genug ist, ihn so vorzustellen, wie er wirklich ist.

Dies ist um desto leichter, da sie in diesem Streite von Meinungen stets wanken, und von den Dienern der Religion, den Marabus, offenbar durch abergläubische Weissagungen, und Zeichendeutereien betrogen werden, denen fast immer der Ausgang der Begebenheiten widerspricht.

Wenn ein Afrikaner heute bekehrt wird; so wird er am folgenden Tage Vater und Mutter, Anverwandte und Freunde verlassen, um seiner Religion zu folgen. Er wird sich von ganzem Herzen bemühen, jene zu bekehren, wird Mißionar und Apostel werden, und stolz darauf seyn, seine alten Irrthümer abgeschworen zu haben. Die Wunder des großen Gottes, den er jezo bekennt, werden ein Gegenstand seiner Lobgesänge werden. Mit ähnlichem Eifer wird er die Sache seines Königs vertheidigen. Ich rede nach Erfahrungen, die ich selbst auf der Stelle gemacht habe. Ich habe sehr viele bekehrt, und muß ihnen das Zeugniß geben, daß ich keine in der Religion festere Christen, und keine bessere Unterthanen habe kennen lernen, als diese bekehrte Afrikaner waren.

Dieser Neger nun, der von Natur eine muntere Laune, einen lebhaften und durchdringenden Geist hat, der übrigens Diebstahl für kein Verbrechen hält, ist wild genug, mörderische Hände an

sich selbst zu legen, wenn er seine Rache auf keine andere Art auslassen kann. Er ist ein Freund seiner Freunde, und seinem Worte so getreu, als er geneigt ist, es zu brechen, sobald man ihm gegebene Versprechungen nicht hält. Er ist so träge, daß er nur arbeitet, wenn er muß, nicht um Reichthümer zu sammlen, sondern nur um zu leben. Ohne den Drang von Bedürfnissen würde er sein Leben in gänzlicher Unthätigkeit, unter Tanz und Vergnügungen durchleben, die er allein und über alles liebt. So bringt er seine Jugend in Ausschweifungen, sein männliches Alter in Trägheit, und seine lezten Jahre ohne alle Vorwürfe des Gewissens hin. Er erhält stets eine Gemüthsruhe, die den meisten übrigen Menschen unbekannt ist; er fürchtet weder die Zukunft, noch sieht er mit Reue oder Sehnsucht in vergangene Zeiten zurük, die er gut genossen zu haben glaubt. Entwürfe von Glük beschäftigen ihn niemals; er hat keinen andern Wunsch, als von einem Tage zum andern zu leben, und wenn er also Reis oder Hirse hat, so hat er alles. Wenn zu diesen noch Branntewein hinzukommt; so ist seine Glükseligkeit keines Zuwachses mehr fähig. Er ist reich ohne Güter; seine Haut dient ihm zur Bekleidung. Als ein treuer Beobachter der Geseze seiner Religion,

betet

betet er zu der von den Marabus bestimmten Zeit, und macht an der Seite seiner Wohnung einen Kreis, der ihm zum Bethause dient, und in welchem er alle Verdrehungen der Mahumedaner nachmacht. Während dieser Zeit beobachtet er das strengste Fasten. Die mahumedanische Religion, verbunden mit Abgötterey, bestimmt seine Handlungen, und Sitten. Wenn Unfälle und Leiden über ihn kommen; so scheint er die Sprache eines wahren Christen zu reden. Gott ist es, (sagt er,) der es so gefügt hat; seinem Willen kann ich mich nicht widersezen. Wenn er, wie es oft geschieht, einen Raub oder Diebstahl begangen hat, und überführt wird; so sagt er, daß Gott ihm die gestohlne Sache zugeschikt habe. Verliert er Vater und Mutter, Weib und Kind; so tröstet er sich damit, daß Gott sie brauchte, und sie ihm genommen habe. Auf diese Art vermischt er die Irrthümer der mahumedanischen Religion mit den Wahrheiten des Christenthums. Einige glauben, daß, wenn jemand stirbt, dieser dazu bestimmt war, sogleich in einem schönern Körper, und zu einem bessern Loose wieder geboren zu werden; andere glauben, daß die Verstorbenen in Mahumeds Paradies eingehen, und ihm dienen werden. Noch andere behaupten, daß man nach dem Tode dahin

komme,

komme, wo der wohnt, der Himmel und Erde erschaffen hat. Endlich finden sich welche, die den Tod für den Untergang des ganzen Menschen halten.

Aber alle machen den Europäern folgenden Einwurf: »Weil es doch gewiß ist, daß wir weder Güter noch Reichthümer mit aus dieser Welt nehmen; warum sind denn die Europäer so gierig darnach, um ihr Vaterland zu verlassen, sich den größten Beschwerlichkeiten und Gefahren auszusezen, endlich die grausamsten Kriege deswegen zu führen. Entweder (fahren sie fort) sind sie Thoren, oder ihr Land muß sehr arm seyn, und nicht so viel hervorbringen, als zu ihrem Unterhalt nothwendig ist. In beiden Fällen sind sie elender, als wir, die wir mit unserm Schiksale zufrieden sind, und niemanden in seinem Lande beunruhigen. Uebrigens können doch die Europäer das Gold nicht essen, was sie aus Afrika holen; es muß ihnen also ganz unnüz seyn.« So sind ihre Räsonnements beschaffen, welche beweisen, daß diese Nation nur daran denkt, von den Produkten ihres Landes zu leben, und Erweiterungen auf Unkosten anderer sich gar nicht einfallen läßt. Sie verachtet alle Bequemlichkeiten des Lebens im höchsten Grade, sieht Gold und Silber für ein glänzendes

Nichts

Nichts an; und es ist daher zu bedauren, daß sie in den Finsternissen des Irrthums begraben ist. Wenn sie in den Lehren des Christenthums unterrichtet wäre; so würde sie gewiß die reinsten Sitten haben. Pracht und Eitelkeit würden ihr bloße Namen, und Einfalt ihr unterscheidender Charakter seyn.

Einer von den ersten Grundsäzen der Neger ist dieser: daß man niemals und unter keinem Vorwande der Religion zu nahe treten muß. Man muß (sagen sie) seinem Nächsten dienen, ein Freund seiner Freunde, treu und redlich in der Erfüllung eines Versprechens oder Eides seyn. Der Afrikaner scheint darauf geschworen zu haben, in einer gänzlichen Unwissenheit vergangener Jahrhunderte leben, und sich nicht um die Zukunft bekümmern zu wollen. Er schreibt Gott, als dem Urheber von beiden, alles Gute und Böse zu, was ihm aufstößt.

Seine übrigen Sitten entspringen aus der mahumedanischen Religion, und der Abgötterey. Aberglauben sticht vor allem hervor, und ist nur allein seinem Hange zu sinnlichen Vergnügungen gleich. Fast in allen seinen Unternehmungen ist er abergläubisch. Er trägt Grigris an sich, die von den Marabus oder den Dienern seiner Reli-

gion

gion gemacht sind. Dieses Gebet, in ein Stük Leder eingewikelt, trägt er am Halse, und oft nicht eins, sondern zehn bis zwölfe, und glaubt dabey, daß dergleichen Gebete, auf eine solche Art geschrieben, ihn vor allen Unglüksfällen bewahren, und zum Sieger seiner Feinde machen werden. Ein jeder Grigri bringt, seiner Meinung nach, eine eigene Wirkung hervor, und wenn diese, wie es oft geschieht, nicht erfolgt; so wirft er die Schuld auf den Marabu, und dieser auf den Neger, daß nämlich entweder sein Glaube zu schwach, oder er selbst auch kein Freund vom Mahumed sey. Der Marabu nimmt hierauf die alten Grigris zu sich, und giebt jenem neue, mit der Ermahnung, ihnen mehr als den erstern zuzutrauen. Bald zieht der Neger die Marabus über die Zukunft, über den Ausgang seiner Unternehmungen, über das, was ihm begegnen wird, zu Rathe; bald muthmaßet er Geheimnisse der Zukunft, nach den Vorschriften des einen oder andern Marabus, aus dem Fluge der Vögel, oder dem Anblik gewisser Thiere, oder dem Gange reissender Thiere, und aus einer zahllosen Menge anderer Zeichen: und nach allem diesen richtet er wirklich seine Handlungen ein. Wenn er in seinen Vermuthungen oder Vorhersagungen hintergangen wird; so heißt es, Gott oder Mahumed

med habe es nicht gewollt, daß die Sachen so geschehen sollten, wie er sie vorausgesehen habe.

Die mahumedanische Religion, die die Negern angenommen haben, ist sehr verstümmelt worden. Hieran ist theils die Unwissenheit derer Schuld, die sie eingeführt haben, theils aber auch oder am meisten vielmehr der Charakter der Negern selbst, die der sinnlichen Lust zu sehr ergeben, und allem Zwange feind sind. Sie haben keine Moskeen, und halten weder Fest- noch Ruhetag, ihren Bairam ausgenommen, den sie Tabesker nennen, und der auf gewisse Fasten von ihrer eigenen Art folgt.

Unter allen Gebräuchen beobachten sie die Beschneidung am pünktlichsten. Sie nehmen sie aber erst an Kindern von vierzehn oder funfzehn Jahren vor, damit diese desto mehr im Stande sind, die Schmerzen der Operation auszuhalten, und auch Kenntnisse genug erwerben, um ihr Glaubensbekenntniß ablegen zu können.

Sie nehmen diese heilige Handlung nicht um eines Kindes willen vor, sondern warten, bis eine gehörige Anzahl vorhanden ist. Alsdenn läßt man es in allen dem Wohnsiz des Königs benachbarten Dörfern ansagen, damit alle Unterthanen ihre Söhne herbeibringen. Je größer die Zahl der zu

beschneidenden Knaben ist, desto glänzender ist diese Ceremonie, die unter allen jungen Negern, welche zugleich beschnitten worden, eine Freundschaft stiftet, die ihr ganzes übriges Leben fortdauert, und vermöge deren sie sich als Brüder ansehen.

Es gehört mit zum Wesen des Festes, und der heiligen Handlung, daß sie nicht in Gegenwart von Weibern geschehe. Vorher wird eine Procession gehalten, die ihre Musikanten mit einem langsamen Schritte und einer feierlichen Berührung ihrer Instrumente, aber ohne Gesang, anführen. Ihnen folgen alle Marabus aus den umliegenden Dörfern paarweise, weiß gekleidet, und mit langen Sagayen bewaffnet. Hinter diesen gehen die zu beschneidenden mit einer langen Sagaye in der Hand, und begleitet von ihren Pathen, die Zeugen ihres Glaubensbekenntnisses sind. Nach dieser Procession nimmt man die Beschneidung selbst vor.

Alle geben vor, daß Mahumed die Weiber deswegen von der Beschneidung ausgeschlossen habe, um ihnen zu zeigen, daß sie an den Freuden seines Paradieses gleichfalls keinen Antheil haben würden. Ohne Zweifel sah dieser falsche Prophet bey der Abfassung seines Gesezes nicht voraus, daß er die

Weiber durch die Ausschliessung von den Vergnügungen des Paradieses anreizen würde, alle Vergnügungen dieses Lebens, sie möchten verboten seyn oder nicht, desto eifriger zu suchen. Es ist unleugbar, daß seine gottlose Staatskunst ihn hier verlassen hat, und daß die Lehrer seines Gesezes sich vergebens bemüht haben, diesen Fehler wieder gut zu machen, indem sie, wie durch eine Vergünstigung, die Beschneidung denen Weibern zugestanden haben, die ihren Männern treu seyn würden.

So bald die Kinder beschnitten sind; so sind sie zur genauesten Beobachtung des Gesezes verpflichtet. Hiezu gehören das tägliche Beten, der Ramazan, die Reinigungen, Enthaltsamkeit von Wein und starken Getränken. Unter allen Vorschriften dieses Gesezes üben sie keine so gewissenhaft aus, als diese: Christen zu hintergehen, oder zu bestehlen. Wenn sie alle übrigen wie diese beobachteten; so würden sie sich mit Grunde rühmen können, die eifrigsten Mahumedaner auf der ganzen Erde zu seyn.

Die meisten Mahumedaner beten in vier und zwanzig Stunden fünfmal, und an der Mittewoche, ihrem heiligsten Tage, siebenmal. Die Mahumedanischen Negern aber begnügen sich damit,

dreimal

dreimal zu beten, nämlich mit anbrechendem Tage, gegen Mittag, und beim Untergange der Sonne.

In jedem Dorfe ruft der Marabu alle Negern an einem öffentlichen Plaze zusammen, und läßt sie insgesamt Beine, Arme, Hände und Gesichter waschen. Hierauf stellen sie sich in mehrern Reihen hinter ihm, und ahmen alle Bewegungen, so viel es möglich ist, nach, die der Marabu während seines lauten Gebets macht. Sie drehen sich alle gegen Morgen; und wenn ein jeder seinen Plaz eingenommen hat, so breitet der Marabu seine Arme aus, fällt auf seine Knie, sezt sich auf seine Ferſen, und betet nach dem Maaße seiner Andacht eine Zeitlang im Stillen. Dann küßt er die Erde, und wiederholt dieselbige Ceremonie dreimal mit vielem Ernste. Hierauf zieht er mit der Spize seines Fingers einen Zirkel auf dem Boden, macht einige Linien darein, und küßt sie, den Kopf auf die hohle Hand, und die Ellbogen auf die Kniee gestüzt. Mit stets auf die Erde gehefteten Augen fällt er in ein andächtiges Nachsinnen, und wenn er sich davon erholt, so bestreut er sein Haupt und sein Gesicht mit Erde. Nach allen diesen Andachtsübungen betet er wieder laut, während daß er die Erde mit seiner Hand berührt, diese alsdenn von der Erde an seine Stirne bringt,

und

und verschiedenemale Samalek ausruft; welches so viel heißt: Herr, ich grüße dich.

Die mahumedanischen Negern müssen während eines ganzen Monden fasten, den sie Ramazan nennen. Diese Fasten fallen bey den Türken, und aufgeklärtern Mohren nicht immer in dieselbige Jahrszeit, weil ihre Mondenjahre um zehn Tage kürzer sind, als die Sonnenjahre, und also der Mond des Ramazan alle Jahre verändert wird. Die Negern aber haben ihre Fasten auf den September, oder in die Zeit der Herbstnachtgleiche gesezt. Wenn der Mond um diese Zeit erscheint; so begrüßen sie ihn, und bieten ihm ihre Hand dar. Die übrigen Negern hängen keiner einzigen Religion allein an; sondern einem Gemische des Gesezes der Natur, der Geseze der Leidenschaften und Unwissenheit, endlich der Abgötterey und des Mahumedanismus, was ein jeder nach seinem Belieben macht und ordnet. Dessen ungeachtet würden sie es gegen die ganze Welt behaupten, daß sie die ächte Religion Mahumeds befolgen. Hieraus entsteht die ungeheure Zahl von Sekten, die man unter ihnen findet; Sekten, die sie theilen, wankend und leicht zu bekehren machen.

Die

Den Sünden des Fleisches, diesen allgemeinen Feinden des Menschengeschlechts, sind die Negern in einem solchen Grade ergeben, daß sie sie für erlaubt halten; und der Hang zu ihnen macht das größte Hinderniß bey ihrer Bekehrung aus. Es ist sehr leicht, sie von ihren übrigen Irrthümern zurükzubringen, aber äußerst schwer, sie von diesem eingewurzelten Laster loszureissen. Nur ein gründlicher Unterricht in der christlichen Religion, und eine völlige Ueberzeugung von ihrer Wahrheit kann diese Wirkung hervorbringen. Wenn man sie so weit gebracht hat; so denken sie über die Schreken erregenden Gemälde dieses Lasters nach, wie es die Menschheit schändet, und den Menschen zum Thiere erniedriget, besonders wenn man ihnen vorstellt, wie unvereinbar die Reinigkeit des Christenthums mit der Verderbniß der Unzucht sey. Alsdenn werden ihnen die Augen geöffnet, und sie entsagen ernstlich ihren Leidenschaften; denn der Neger ist, wie ich schon oben bemerkt habe, ein Sklave seiner Religion, wenn er einmal von ihrer Wahrheit überzeugt worden ist, und er würde alles mit Füßen treten, nur um ihre Pflichten erfüllen zu können. Ich rede nach Beispielen von Bekehrungen, die ich selbst bewirkt habe.

Man beobachte einen bekehrten Neger, es sey im Gebet, oder beim öffentlichen Gottesdienste, man wird ihn gewiß stets in einer bewundernswürdigen Andacht antreffen; sein Eifer und seine Ehrfurcht werden alle Zuschauer erbauen. Wenn man ihn von Gott oder Religion sprechen hört; so drüken sich Glaube und Anbetung in seinen Reden aus; er scheint nur mit diesem großen Gegenstande beschäftigt zu seyn, und sein Wandel ist den Grundsäzen seiner Religion entsprechend.

Die diesem Volke so natürliche Munterkeit wendet seine Aufmerksamkeit von dem Elende ab, worinn es lebt. Gerührt von den kleinsten Zeichen der Achtung, oder den unbeträchtlichsten Geschenken, opfert er alles auf, um seine Dankbarkeit zu bezeugen. Es schmeichelt ihm unendlich, wenn man es nur nicht verachtet, und ist entzükt, wenn man ihm nur ein wenig schmeichelt. Wenn man dieser Bemerkung folgt; so wird man vom Neger alles erhalten. Man wird mir einwerfen, daß man den Neger hart behandeln müsse. Dies ist aber nur die Sprache solcher Personen, die keines Menschen schonen, er sey, wer er wolle, und die, aufgeblasen durch die Gewalt, die sie über ihre Sklaven haben, diesen armen Geschöpfen mit einer unerhörten Grausamkeit begegnen, und sie

dadurch in Verzweiflung stürzen. Solche Unmenschen müssen aber fast immer ihre Grausamkeit theuer bezahlen, weil die Negern ihnen entweder entlaufen, oder nichts thun, als wozu sie gezwungen werden. Ich für mein Theil werde stets behaupten, und habe Erfahrungen für mich, daß der Neger in seinem Lande mit Sanftmuth behandelt seyn will, und daß Härte zu nichts dient, als ihn wild zu machen und zu verderben. Wenn er gemishandelt wird; so weicht er, oder giebt blos einer größern Macht nach, und entflieht, so bald er kann. Wenn man ihm hingegen menschlich begegnet, ohne jedoch zu viel Nachsicht gegen ihn zu haben; so erhält man von ihm alle Dienste, die er leisten kann.

Einer von unsern süßen Herrn versuche es, bey den Negernkönigen alle seine Vorzüge auszukramen; er gebe sich eine Miene, als wenn er über sie herrschen, oder sich etwas herausnehmen wollte, und trage ihnen zugleich gewisse Bündnisse, Arten des Handels, oder andere Verbindungen an; glaubt man, daß es ihm mit seinen Vorschlägen glüken werde? Nein, er wird verachtet werden, und kaum Zeit genug haben, sich mit Sicherheit wegzubegeben. Seine Absicht wird vereitelt werden, weil er die Sitten und Denkungsart der

Afrikaner nicht kannte, gegen die man ungekünstelt, offen und voll Zutrauens seyn muß, ohne sich jedoch bloß zu geben. Man muß sich nach den Sitten des Landes zu richten, und sie sogar zu loben wissen: man muß ferner nicht mehr versprechen, als was man halten kann; sonst verlieren sie alles Zutrauen, und sie werden mit jemanden, der einmal sein Wort gebrochen hat, niemals wieder etwas zu thun haben wollen.

Man bemerkt selten unter diesem Volke die Streitigkeiten und Widersprüche, die die Nationen Europens gegen einander aufbringen. Sie sind weder den Ausschweifungen des Neides und der Eifersucht, noch auch den Anfällen des Ehrgeizes ausgesezt. Die Güter und Würden, die unter uns so heftig gesucht werden, sind für sie reizlos: Rang, Pomp, Ceremonien und Komplimente scheinen ihnen Thorheiten oder Marter zu seyn. Einfalt ist ihr Loos, und zufrieden mit ihrem Schiksale und den Nothwendigkeiten des Lebens, lachen sie über unsere Gebräuche, verehren die ihrigen, und bringen ihre Tage in derjenigen Ruhe hin, die Heiterkeit und Vergnügungen verschaffen.

Die Negern besizen gar keine Ländereien: ihr ganzes Vermogen besteht in Sklaven und in Hütten,

ten, die von Binsen und Stroh zusammengesezt sind, und von Ranken unterstüzt werden; ferner in einigen Pagnen von Kattun, einigen Schnupftüchern, in einer geringen Summe Geldes, das sie in einen elenden Koffre verschliessen, in einigen Tonnen Reis und Hirse, endlich in einigen irrdenen Töpfen und geflochtenen Körben.

Die Könige, die ich besucht und bey denen ich gespeist habe, sind nicht bequemer eingerichtet. Sie wohnen wie die übrigen Negern, und unterscheiden sich blos durch die größere Anzahl von Hütten, die aber noch unbequemer, als die ihrer Unterthanen sind, weil man sich büken muß, um hineinzukommen. Man muß wenigstens sieben bis acht Hütten durchgehen, ehe man an die Wohnung des Königs kommt; in jeder dieser Hütten ist eine Wache, deren Anführer diejenigen, die vorgelassen seyn wollen, von einer Hütte zur andern bringt. Wenn die Fremden endlich bis zu derjenigen gelangen, die der königlichen am nächsten ist; so empfängt sie der Minister, und stellt sie dem Könige vor, der auf einer Binsenmatte sizt, und mit einigen Weibern und Großen des Reichs umgeben ist. Er empfängt die Fremdlinge mit einem majestätischen Ernste, und reicht ihnen mit einer Verbeugung des Hauptes die Hand. Sein erster

Minister,

Minister, der Grand Alquier genannt wird, frägt hierauf die Dollmetscher der Fremden um die Ursache der Reise, und den Gegenstand ihrer Bitte. Diese antworten dem Minister, und der Minister dem Könige, der alsdenn auf jeden Absaz, fast auf jedes Wort erwiedert. Er wartet, bis dem Fremdlinge alles wieder gesagt worden, und frägt, ob man ihn verstanden habe, wodurch die Unterredungen langweilig werden. Wenn die Unterredung, die sie Palabro nennen, geendigt ist; so läßt er seine Weiber rufen, und stellt sie, wie alle Großen seines Hofes, dem Fremdlinge vor. Die begünstigte unter jenen nimmt an seiner rechten Seite einen aus Brettern zusammengeschlagenen Lehnstuhl ein, der erste Minister ist ihm zur Linken, und der Fremde sizt dem Könige gegenüber gleichfalls in einem Lehnstuhl. Die Vornehmen seines Hofes sizen auf Matten, und bilden den ersten Kreis, in dessen Mitte der Fremde sich mit seinen Dollmetschern findet, die aber stehen müssen. Der zweite Kreis enthält die übrigen Weiber des Königs, die gleichfalls stehen; im dritten befinden sich endlich seine vornehmste Officiers. Alle übrigen schweigen; nur der König redet zu seinem Minister, der Minister zu den Dollmetschern, diese zum Fremden, und so wieder rükwärts.

Der König und sein ganzer Hof ist nur mit Pagnen bekleidet, welches ein allgemeiner Name für ein Stük Kattun ist, das aus mehrern Streifen besteht. Diese Pagnen sind seine Pariserelle breit, und neun viertel oder dritthalb Elle lang. Sie werden von den Negerinnen gemacht, die sie blau und roth zu färben wissen, oder auch ganz weiß lassen; denn nur diese Farben kennt man allein. Diejenigen, die sie verarbeiten, haben sehr einfache Hippel, womit sie aber ihr Gewebe nur fünf bis sechs Zoll breit machen können. Wenn sie eine gehörige Anzahl solcher Streifen fertig haben; so nähen sie sie nach dem Gebrauch, den sie davon machen wollen, zusammen; nur selten zerschneiden sie sie. Die Weiber umgürten sich mit einer solchen Pagne, und steken das Ende davon zwischen dem Gürtel und der Haut ein. Eine solche Pagne, die bis auf die Waden, oft noch tiefer herabfällt, dient ihnen statt Rok und Strümpfe. An Festtägen werfen sie noch eine um die Schultern, deren Ende sie über den Kopf zurükschlagen. Alsdenn sind sie ganz, vom Kopf bis zu Fuße, gekleidet, und man sieht hieraus, daß sie sich in einem Augenblik aus- und anziehen können. Auch die Männer nehmen eine Pagne um die Schultern, die ihnen bis auf die Waden herabgeht.

So waren die Könige und ihre Höflinge gekleidet; sie gehen alle mit bloßem Kopfe, und haben statt der Schuhe nur dünne Stüke von Leder, die den Kapuzinersocken gleichen.

Wenn alle Sachen abgethan sind, so übergiebt man dem Könige die Geschenke, die man ihm vorher durch seinen Minister bekannt gemacht hat. Hierauf folgt die Bouteille, man mag Wein oder Branntewein bey sich haben: der Fremde muß zuerst daraus trinken, zum Beweise, daß das Getränk nicht vergiftet sey. Dann trinkt der König, und dieser reicht die Bouteille dem Minister, der Minister dem übrigen Hofe. Allemal also, wenn der König trinken soll, wird eine frische Bouteille erfordert, die aber von dem Schenker erst geprüft seyn muß. Es dauert nicht lange, so wird die Unterredung lebhaft, und je mehr der König trinkt, destomehr bezeugt er seine freundschaftlichen Gesinnungen. Wenn also nur Wein und Branntewein für ihn und seinen Hof genug da ist, so erhält man, was man verlangt. Man müßte ihn also nur an dieser schwachen Seite anzugreifen wissen, und er würde zum Vortheil des französischen Handels alles thun, was nur in seiner Gewalt wäre.

Die ersten Sultaninnen müssen bey den Geschenken, die man macht, nicht vergessen werden.

Sie sind mit wenigem zufrieden, und man kann also mit einigen rothen Schnupftüchern durchkommen, die nicht übel angewandt sind, besonders wenn man die Könige nöthig hat.

Ich kam einmal an einem Abend zum Könige von Barre, der mich beim Lichte empfieng. Als ich in seine Hütte hinein kam, so war kein anderes Licht da, als der Glanz des Feuers, das sich in der Mitte der Hütte fand, und sie erleuchtete. Seine Leute brachten aber bald ein Bündel von kleinem Rohre herbey, das als Licht dienen sollte. Sie zündeten auf einmal eine Handvoll davon an, und verbrannten auf diese Art vier oder fünf Bündel. Diese Rohrstäbgen hielten sie eines halben Mannes hoch über der Erde, und die Flamme, die sie von sich gaben, leuchtete uns sehr gut. Dies Verfahren ist um desto seltsamer, da das Wachs in seinem Königreiche sehr häufig ist, und das Pfund nur drey Sols sechs Deniers kostet.

Der König von Thin, sonst Barbesin genannt, ein Mann von lebhaftem und durchdringendem Geiste, fieng mit uns eine Unterredung über seine und unsere Religion an, und versprach nichts übel zu nehmen, was ich ihm auch sagen möchte. Er vertheidigte seine Säze mit aller nur möglichen Stärke, und ich strengte mich an, seine Gründe

zu widerlegen, und ihn von den unwandelbaren Wahrheiten des Christenthums zu überzeugen. Er gestand endlich, daß er die christliche Religion von ganzem Herzen annehmen würde, wenn sie nur die Vielweiberey zugäbe. Er bat mich um Reliquien; ich sagte ihm aber, daß er sie entheiligen würde. Allein er drang noch mehr in mich, und versprach mir, sie so sehr zu verehren, daß er sie stets an sich tragen wollte, weil er glaube, daß sie ihn vor allem Unglük bewahren würden. Ich erkenne (sagte er) den großen Gott, den ihr anbetet; ich weiß es, daß Mahumed nur eines seiner Geschöpfe und ein Mensch war, wie ich bin. Dessen ungeachtet kann ich seine Religion nicht abschwören, ohne aufzuhören, König zu seyn. Meine Unterthanen würden mich aus dem Reiche jagen. Bekehre du sie, fuhr er fort, wenn du kannst; ich will dir behülflich seyn, indem ich ihnen bezeuge, daß ihre Bekehrung mir angenehm seyn wird. Wenn du in meinem Königreiche bleiben willst, so kannst du dir einen bequemen Plaz aussuchen; ich will dir alsdenn eine Hütte bauen lassen, und für deinen Unterhalt sorgen. Ich zeigte ihm aber, daß ich seine Anerbietungen nicht annehmen könne, und dankte ihm also dafür.

Dieser König ergrimmte gegen diejenigen, die ihm seine jährlichen Gefälle hatten bezahlen sollen, so sehr, daß er entschlossen war, das französische Komptoir zu Portúdal wegzunehmen. Ich langte gerade an, da er seinen Vorsaz ausführen wollte; ich frug nach den Ursachen seines Entschlusses, und nach weitläuftigen Erklärungen besänftigte ich ihn endlich theils durch meine Antworten, theils durch die Geschenke, die ich ihm auf meine Kosten machte. Ich gab ihm ein Mittagsmahl, und wartete auf den günstigen Augenblik der Aussöhnung, die am Ende der Mahlzeit geschah, und durch einen Eid von seiner Seite besiegelt wurde, stets der Freund und getreue Bundesgenosse der Franzosen zu seyn. Er verlangte von mir einen gleichen Eid, und dadurch wurde der Friede wieder hergestellt. Er schikte also auch gleich die Truppen zurük, die er mitgebracht hatte, um sein Vorhaben auszuführen. Eben so etwas begegnete mir aus denselbigen Ursachen mit dem Könige von Barre. Unter beiden Höfen ist so wenig Unterschied, daß ich das Gesagte nur wiederholen würde, wenn ich den Hof des leztern beschreiben wollte. Er ist nicht reicher, als der andere; nur hat er mehr Unterthanen und Land im Innern von Afrika. In Kriegszeiten kann er viertausend Mann zu Fuß

und eben so viele zu Pferde aufbringen. Ihre Pferde sind von einer außerordentlichen Stärke und Geschwindigkeit: sie stehen zwischen den Husaren- und Dragonerpferden in der Mitte, und werden nie beschlagen. Ein jedes wird auf funfzehn bis achtzehn Sklaven geschäzt. Die Mohren verkaufen sie an alle Könige der Küste, die fast beständig mit einander im Kriege leben. Der kleinste Vorwand ist hinreichend, dergleichen zu erregen, und wenn kein anderer da ist, so reizt sie der Vorsaz genug an: Gefangene zu machen, um sie gegen Waffen, Pulver, Kugeln und Branntewein vertauschen zu können.

Am Tage der Schlacht stellen sie ihre Heere in Ordnung. Wenn die Infanterie fechten soll; so stellt man sie in einer Linie, einen Mann hoch, hinter ihnen aber kleine Haufen, entweder eine gänzliche Zerstreuung zu verhüten, oder um auf jeden Fall den Rükzug zu deken. In dieser Schlachtordnung rüken sie nahe gegen den Feind an, und, wenn sie keine Feuergewehre brauchen, so nahe, daß sie ihn mit ihren Säbeln, Lanzen und Sagayen erreichen können. Erst seit ihrem Handel mit den Europäern kennen sie Feuerwaffen, deren sie sich aber selten in ordentlichen Schlachten bedienen, weil fast alle sie verachten, und als solche

Werkzeuge

Werkzeuge des Todes ansehen, die sich mehr für feige als herzhafte Männer schiken. Ist es nicht (sagen sie) Verrätherey, einen Menschen in einer Entfernung zu tödten, wo man ihn kaum sehen kann? — Die Reuterey, die in kleine Schwadronen abgetheilt ist, bildet die zweite Linie, und ficht immer nur Haufenweise, die gegen den Feind schnell anprellen, und wenn sie zurükgeschlagen werden, sich leicht wieder vereinigen, und das Gefecht von neuem anfangen. Sie bekümmern sich wenig darum, ob sie Terrein gewinnen oder verlieren, weil es ihnen um dergleichen Eroberungen gar nicht zu thun ist.

Der König ist an der Spize seines Heers mit seinen Generals und andern Großen des Hofes. Der vornehmste Anführer erhält seine Befehle vom König, und theilt sie der Armee mit. Wenn diese geschlagen wird, so wagt sich der König ohne ausdrükliche Erlaubniß des Heerführers nicht ins Publikum, weil er als ein Feiger auf der Stelle abgesezt, und für des Throns unfähig erklärt werden würde. Seine Nachfolger und vermuthliche Thronerben sind ihm zur Seite, und werden mit ihm ein gleiches Schiksal haben. Eine Schlacht ist in einer Stunde geendigt: der Sieger verfolgt die Ueberwundenen, und macht so viele Gefangene,

als er kann. Diese werden ohne Ausnahme, und ohne Ansehen der Person verkauft; und ein König selbst würde, wenn er sich gefangen nehmen liesse und nicht sogleich ein großes Lösegeld bezahlte, ohne alle Gnade den Europäern überantwortet werden. Die Schlachten zwischen Fußvolk sind selten, weil ihre meisten Kriege nur Einfälle in benachbarte Königreiche sind, die blos in der Absicht, Sklaven zu erbeuten, unternommen werden. Sie fechten daher fast immer mit Reuterey, die sich sehr kurzer Steigbügel bedient, um sich in die Höhe heben, mit desto mehr Kraft, und in einer desto größern Entfernung den Feind treffen zu können. Sie werden durch nichts genirt, weder durch Waffen, noch Kleidung oder Munition; sie sind wie in ihre Sättel eingeschnallt.

Nach dem erfochtenen Siege lassen die benachbarten Könige dem Ueberwinder sagen, seine Verfolgungen einzustellen, und dem Besiegten Friede zu geben. Im Fall einer Weigerung kündigen sie ihm den Krieg an, und zwingen ihn zum Frieden, damit er nicht durch seine Siege sein Reich zu weit ausbreiten und zu furchtbar werden möge. Alles, was für die gemachten Sklaven gelöset wird, vertheilt der König unter seine Soldaten, denen es von Rechtswegen zukömmt, und die gewiß alle

durch-

durchgehen würden, wenn man ihnen das Ihrige nehmen wollte. Der König nimmt aus der ganzen Menge eingetauschter Waaren nur das, was er braucht, und die übrigen giebt er seinen Kriegern. Alsdenn kehrt ein jeder wieder in seine Heimat zurük, die Soldaten von seiner Leibwache ausgenommen, deren gewöhnlich dreihundert sind, die sich einander ablösen.

Alle, die im Treffen bleiben, werden während vier und zwanzig Stunden mit entsezlichem Geschrey und Heulen beweint. Eben das thun sie bey solchen, die eines natürlichen Todes sterben. Weiber, Kinder, Eltern, Nachbaren, Freunde versammlen sich alle, um auf diese sonderbare Art zu wehklagen, woraus man schliessen sollte, daß sie alle einen Anfall von Raserey hätten; so heftig sind ihre Bewegungen und Verzükungen. Während dieses ganzen Auftritts essen und trinken sie nichts; sie begraben hierauf ihre Todten, und einen Augenblik nachher überlassen sie sich der wildesten Freude, und den ausgelassensten Vergnügungen.

Bey dem Absterben des Königs dauert dies Heulen und Wehklagen drey Tage: und alle seine Unterthanen begeben sich an den Ort, wo er gestorben ist, um ihn zu beweinen. Dem Anscheine nach sind sie von dem lebhaftesten Schmerze durch-

drungen;

drungen; allein Thränen kosten ihnen so wenig, und sizen ihnen so lose, daß sie nothwendig immer einen guten Vorrath davon zu ihrem Befehl haben müssen.

Ungeachtet die meisten unbekehrten Negern Mahumed als ihren Gott anbeten, und sich selbst für seine wahre Schüler und für ächte Ausleger seines Gesezes ausgeben, ohne es zu kennen; so hat sich doch ein jeder seine eigene Religion gemacht, die von der Religion aller übrigen sehr verschieden ist. Dieser Streit von Religionen und sonderbaren Meinungen macht sie wankend und ungewiß in ihren Irrthümern. Einige halten Mahumed für die höchste Gottheit der Welt; andere für einen großen Propheten, der ein inniger Freund und der Ausgeber des Schöpfers Himmels und der Erde sey, der nur allein auf seines Lieblings Bitten Gnade und Seligkeit schenken werde. Noch andere behaupten, daß er zwar, wie sie, erschaffen sey, daß Gott ihm aber seine Allmacht anvertrauet habe, und daß also diejenigen, die er in Schuz nähme, sehr sicher ruhten. Endlich finden sich viele, die nichts von ihm wissen, oder wissen wollen, und nur den Gesezen der Leidenschaften folgen. Einige trinken ohne Bedenken Wein; andere hingegen halten das Weintrinken für das groſte Verbrechen.

Einige rufen Mahumed allein an, andere bitten ihn, Fürsprache für sie einzulegen, und noch andere beten gar nicht, unter dem Vorwande, daß Mahumed ihre Gebete nicht brauche, und diese ihm nur beschwerlich fallen würden. In jedem Dorfe finden sich Marabus, Diener ihrer Religion, die den ersten Rang nach dem Propheten behaupten, und so außerordentlich verehrt werden, daß sie ihre Träumereien leicht für Eingebungen Mahumeds verkaufen können. Sie schmeicheln sich, mit ihm reden zu können, so oft sie wollen, aber doch nur insgeheim; und auf diese Art können sie die Glaubensartikel einrichten, wie sie wollen. Dies Volk, das von Natur abergläubisch ist, und beständig mit den Thorheiten des Aberglaubens genährt wird, nimmt alles an, was man ihm vorsagt. Es kann sich nicht durch Lektür, die ihm unbekannt ist, noch auch durch Nachdenken, dessen es nicht fähig ist, unterrichten. Die Marabus schreiben ihm also eine Religion nach ihrem Belieben vor, und die Einwohner eines Dorfs sind mit ihren Nachbaren stets über den Unterschied ihres Glaubens im Streite, da eine jede Parthie sich schmeichelt, die wahre Religion zu besizen.

Was das Leben nach diesem Tode betrifft; so glauben sie, (und dies will ich noch zu dem hinzu-

sezen, was ich im Anfange dieses Kapitels über diesen Gegenstand gesagt habe,) daß, da ihr erstes Leben nichts als eine Kette von Elend und Mühseligkeiten war, eben dieses die Ursache ihres Glüks in einem zweiten seyn werde, und daß sie nur sterben, um zu einem bessern Loose wiedergeboren zu werden. Andere stehen in der Meinung, daß sie nach ihrem Tode dem Propheten dienen werden, der nach den einen in der Sonne, und nach andern im Monde wohnt. Eben deswegen wünschen sie sich oft den Tod, und wenn ihnen also Unfälle begegnen, so erhenken oder erstechen sie sich selbst, in der gewissen Hoffnung, daß sie Mahumed dienen, und ein besseres Schiksal erhalten werden. Die meisten behaupten, daß dieser Prophet die abgeschiedenen Seelen in Empfang nehme, und sie Gott darbiete, um sie durch ihn eines großen Glüks theilhaftig zu machen. Kein Neger hat einen bestimmten Begrif von der Ewigkeit; sie können gar nicht begreifen, wie man stets seyn und fortdauren könne. Sie behaupten, daß man nur in dieser Welt unglüklich sey; sie sezen daher auf ihr Leben auch fast gar keinen Werth; und diese Geringschäzung des Lebens ist die Hauptursache ihres Muths in der Schlacht. Weil ein jedes Königreich, und selbst ein jedes Dorf einen

andern Glauben hat, wodurch ihre Bewohner zum Haß und zur Verachtung gegen einander aufgebracht werden, so werfen sie sich auch wechselseitig vor, dem Propheten untreu geworden zu seyn, und seine Religion verdorben zu haben. Diejenigen, die Mahumed als einen Gott anbeten, verschreien diejenigen, die noch eine Gottheit über ihm erkennen; diese behandeln jene wieder als die Verderber der wahren Religion; und auf diese Art will jeder den wahren Glauben haben, und ist überzeugt, daß alle übrigen sich betrügen.

Es ist ein Grundsaz ihrer Religion, nichts zu wissen, mit den vergangenen Jahrhunderten unbekannt zu seyn, und von der Geschichte nur das zu lernen, was die Marabus ihnen aus dem Koran vorsagen. Diese können oder wagen es allein, zu schreiben, welche lezte Kunst sie blos deswegen ausüben, um gewisse Gebete oder Grigris aufzusezen, die die Negern als Verwahrungsmittel gegen alle Arten von Unglüksfällen am Halse tragen. Uebrigens wird bey und von allen Geschäften und Unterhandlungen des gemeinen Lebens nichts aufgeschrieben; man kennt keine von den in Europa gewöhnlichen Formalitäten, und man lebt in der tiefsten Unwissenheit, aus der sie gar nicht heraus-

kommen

kommen können, weil keiner den andern unterrichten kann.

Die Mauren, die die Pharisäer der mahumedanischen Religion sind, geben sich unsägliche Mühe, in Nigritien Proselyten zu machen, in welchen Bemühungen sie bisher gewiß nicht unglüklich gewesen sind. Sie haben nämlich den größten Theil der Negern ihrer Nachbarschaft, und auch diejenigen, mit denen sie handeln, durch ihre Irrthümer angestekt. Sie sind es, die die mahumedanische Religion durch ganz Afrika verbreitet haben. Man nennt sie bald Mohren, bald Araber: wenn man ihnen den ersten Namen giebt; so scheint man vorauszusezen, daß sie von den Völkern abstammen, die ehemals die beiden Mauritanien bewohnten, und durch eine Fluth von Arabern oder Saracenen verjagt wurden, die in der Mitte des siebenten Jahrhunderts Afrika überschwemmten, und es bis an seine westlichsten Küsten unterjochten Bezeichnet man sie hingegen mit dem zweiten Namen, so nimmt man an, daß ihre Vorfahren, die Eroberer dieses Landes, die Saracenen waren. Die Sache mag sich verhalten, wie sie will; so kann man sie immer Mohren von dem Namen des Landes, worinn sie wohnen, und Araber in Ansehung ihres Ursprungs nennen. Denn ein

Mohre,

Mohre, und ein Mahumedaner werden, ist in Afrika einerley. Alle diese Mohren erkennen den König von Marokko für ihren Scheriff.

Die Araber stammen von einem Sohne Abrahams, und seiner Beischläferinn Hagar ab. Man kannte sie daher ehemals nur unter dem Namen der Hagarianer oder Ismaeliten. Sie haben nachher den Namen der Saracenen angenommen, weil sie diesem Namen zufolge von der Sara, Abrahams rechtmäßigem Weibe, abzustammen scheinen. Gott hatte diesem heiligen Patriarchen versprochen, daß er der Vater eines mächtigen Volkes werden sollte. Er ist es wirklich geworden, weil seine Nachkommenschaft nicht allein jezo sehr zahlreich ist, sondern auch stets gewesen ist. Denn außer dem großen Lande, dem sie einst ihren Namen gab, hat sie noch den größten Theil von Afrika von Aegypten bis ans Weltmeer eingenommen, nachdem sie sich vorher in Palästina, Syrien, Mesopotamien und den umliegenden Ländern festgesezt hatte. Die Araber waren lange Herren von einem großen Theile von Spanien; und ohne die Tapferkeit von Karl Martel würden sie es vielleicht von Frankreich auch geworden seyn.

Nachdem die Religion, die diese Araber mit nach Afrika brachten, von einem großen Theile der

Eingebornen

Eingebornen des Landes angenommen worden war; so vereinigten sich Sieger und Besiegte, und machten am Ende nur ein Volk aus, was sich zu einer Religion bekannte, und eine Sprache, nämlich die Arabische redete, die man, aller Verunstaltungen ungeachtet, in ihren verschiedenen Dialekten doch immer noch sehr leicht erkennt. Diese Sprache ist unstreitig die ausgebreiteste des ganzen Erdbodens. Sie wird nicht allein in Arabien, sondern auch in Palästina, Syrien, Mesopotamien, Aegypten, an den Küsten von Aber und Arien, den Königreichen Tripoli, Tunis, Algier, Fez, Marokko, Tafilet, und in allen den unermeßlichen Ländern gesprochen, die zwischen dem Gebirge Atlas und dem Niger liegen. Sie ist die gelehrte Sprache aller Länder in Europa, Asien und Afrika, in denen die mahumedanische Religion die herrschende ist, weil man den Koran nur allein in dieser Sprache lesen darf. Sie ist aber in Afrika so verdorben worden, daß die Einwohner eines Königreichs die Einwohner des nächsten nicht verstehen.

Die mahumedanische Religion war nicht stets die Religion der Araber: sie haben sie nur, genöthigt durch die Gewalt ihres Stifters, angenommen, der ihnen seine Träumereien aufdrang. Ungeachtet sie aber ihre alte Religion verlassen haben,

so haben sie doch ihre Sitten und Gebräuche beibehalten, und beide in allen Ländern, worinn sie sich niederliessen, eingeführt. Sie sind daher allenthalben dieselbigen, und wer also die in Afrika wohnenden sieht, hat auch die in Palästina, Syrien, Aegypten und Arabien gesehen. Sie sind insgesammt gelernte Räuber, und haben die Kunst zu rauben schon so lange getrieben, daß der Name Räuber und Araber gleichgeltende Wörter geworden sind; schon in der Schrift werden sie als solche angeführt. Dies Handwerk, was sie allen übrigen Menschen furchtbar und verhaßt macht, ist auch Ursache, daß sie in beständiger Furcht leben, angegriffen, und von denjenigen, die sie beraubt haben, gezüchtigt zu werden. Eben deswegen schliessen sie sich auch nicht in Städte ein, wo sie überfallen werden könnten. Sie wohnen lieber in Zelten, oder unter leicht und schnell erbauten Baraken, damit sie sogleich in entlegene und wüste Gegenden ziehen können, wenn sie den geringsten Verdacht haben, überrumpelt zu werden, oder damit sie auch stets bereit sind, andere auszuplündern, wenn die Gelegenheit dazu sich darbietet. Alle Negern haben diese löblichen Gewohnheiten ihrer Vorfahren auf das sorgfältigste beibehalten. Sie wohnen unter Hütten von Binsen und Stroh,

und nach den verschiedenen Jahrszeiten nähern sie sich den Flüssen und Küsten des Meers, oder entfernen sich von ihnen.

Die abgöttischen Negern sind in Ansehung ihres Gottesdienstes so sehr getheilt, daß es schwer seyn würde, auf eine bestimmte Art davon zu reden. Sie selbst würden verlegen seyn, wenn sie es thun sollten, weil er äußerst ungereimt und ausschweifend ist. Ihr Hauptgöze ist eine kleine Figur, die sie Schina (Chine) nennen. Die große Schwierigkeit aber liegt darinn, zu erfahren: was dieser Göze sey, woher er komme, und was er ausrichte? Er ist aber nicht der einzige; sondern ein jeder hält das für seinen Gott, was seine Phantasie ihm als einen solchen darbietet. Bäume, die sie nach ihrer Art geheiliget haben, sind entweder selbst Götter, oder doch Wohnungen von Göttern, denen sie gemästete Ochsen, Hunde und Hähne opfern. Wenn man diese Thiere geschlachtet, einen Theil ihres Bluts zu den Füßen des Baums hingegossen, und mit dem Reste die Zweige desselben besprengt hat; so zerlegt man das geopferte Vieh in Stüke, und ein jeder nimmt alsdenn seinen Theil nach Hause und verzehrt ihn. Den Göttern läßt man nur die Häute und Hörner, die man zum Zeichen des Opfers an die Bäume hängt. Sie unternehmen

nichts von Wichtigkeit, ohne vorher ihre Götter um Rath gefraget zu haben, die ihnen gemeiniglich alles verkündigen und versprechen, was sie wünschen, aber nicht immer leisten, was sie versprochen haben. Denn oft werden diejenigen, die sie in ihren Schuz nahmen, entweder durch den Tod, oder auch durch andere häufige Unfälle zu Grunde gerichtet.

In vielen Gegenden werden bey dem Absterben eines Königs die Weiber sowol, die er am meisten geliebt hat, als die Sklaven, die zu seiner Bedienung und Ergözung in der andern Welt am unentbehrlichsten scheinen, nahe an der Grabstäte des Königs umgebracht und beerdizet. Wenn man damit fertig ist; so legt man den königlichen Leichnam auf eine aus Rohr künstlich geflochtene Bahre, und vier der stärksten Herren seines Hofes tragen ihn im Pomp an den Begräbnißplaz hin. Nur erst seit kurzem hat man diese blutigen Begräbnißgebräuche bey den abgöttischen Negern abgeschafft, die übrigens am leichtesten zu bekehren sind. Wenn man nämlich nur einige Beredsamkeit besizt; so überzeugt man sie leicht, weil sie gar keine feste und eingerichtete Religion haben.

Wenn ein abgöttischer König seinen Gözen über eine Sache von Wichtigkeit berathfragen will; so

läßt er Flötenspieler vor sich hergehen, um seine Ankunft bekannt zu machen. Seine Weiber und die Großen seines Hofes folgen ihm; und wenn man die Baumgottheit, die man um Rath fragen will, erreicht hat, so schließt der ganze Hof einen Kreis um diesen Baum, der König aber und seine Weiber gehen näher hinzu. Ein Priester, der auf eine seltsame Art mit einer Menge von Schellen und kleinen Gläsgen behangen ist, überreicht dem Könige die Hälfte einer Kalebasse, die mit Wein angefüllt ist. Der König hält sie mit der linken Hand, und alsdenn laufen alle seine Weiber, und das ganze übrige Gefolge herbey, um ihre rechte Hand zu benezen. Nach dieser Handlung redet der König den Baum und die darinn wohnenden Gottheiten an, trägt ihnen die Verlegenheit weitläuftig vor, worinn er sich findet, und bittet sie alsdenn um ihren guten Rath. Ferner besprengt er den Baum mit eben dem Wein, worinn ein Heer von Weibern und Höflingen ihre Finger gestekt haben, läßt einen Ochsen zum Opfer erwürgen, und nachdem er sich das Blut in eben dem Gefäße, welches vorher den Wein enthielt, hat geben lassen, gießt er es um den Baum heraus. Endlich fällt der König in ein tiefes Stillschweigen, und macht eine kurze Zeit nachher die ihm von

der

der Gottheit eingegebene Antwort bekannt. So bald er aufhört zu reden; brechen alle Umstehende in ein lautes Freudengeschrey aus, und überlassen sich ganz ihren Vergnügungen, weil diese Götterssprüche ihnen stets günstig sind.

Ungeachtet der Freiheit, mehrere Weiber oder Beischläferinnen nehmen zu dürfen, ist es den Negern doch nicht erlaubt, zwo Schwestern zu ihren Weibern und Beischläferinnen zu erwählen. Dies ist viel mehr durchs Gesez verboten, und wer dies Gesez brechen wollte, würde nicht mehr sicher seyn; alle Negern würden über ihn herfallen, und ihn bald aus der Welt schaffen.

Zweites Kapitel.

Ueber die Gebräuche dieser Gegenden.

Alle Negern sind einander gleich, und Arme finden sich unter ihnen gar nicht. Was sie haben, haben sie gemeinschaftlich, und wenn also jemand nichts zu essen hat; so geht er ohne Umstände zu einem andern, der ihm etwas geben kann. Nur allein ihre Hütten besizen sie eigenthümlich, und sie unterscheiden sich von einander auch nur durch zween Vorzüge, die ihnen ein bequemes Leben verschaffen. Der erste dieser Vorzüge besteht

darinn,

darinn: aus königlichem Geschlechte abzustammen, weil solche Personen vor allen übrigen verehrt, und die Großen des Königreichs genannt werden. Der zweite Vorzug des einen vor dem andern ist die größere Zahl von Sklaven, die stets für ihre Herren arbeiten, und diese also davon befreien. Die Weiber haben keine andere Geschäfte: als das Essen zu bereiten, und die Baumwolle zu spinnen, die in diesen Gegenden in großem Ueberflusse und von vorzüglicher Güte ist. Beides verrichten sie auf eine so bequeme Art, daß ihre Arbeit ihnen unmöglich zur Last fallen kann. Eine jede Negerinn, die Frau oder Tochter vom Hause ist, hat immer eine Sklavinn hinter sich, die ihr in der Entfernung von einigen Schritten folgt; so bald jene still steht, nähert sich diese, um ihre Herrschaft mit einem Schnupftuch abzukühlen. Sie lassen sich daher mit der äußersten Pünktlichkeit bedienen. Abends und Morgens begrüßen die Sklaven ihre Herren und Frauen, indem sie mit einer tiefen Verbeugung des Haupts auf ihre Kniee fallen, als wenn sie sie anbeten wollten; dann geben ihnen Herr und Frau die Hände, und weisen ihnen die Arbeiten des Tags an.

Was die Thronfolge betrifft; so sukcedirt der älteste Sohn seinem Vater nicht, als nur in dem

Fall,

Fall, wenn der lezte keine Brüder hat. Dem Geseze also nach, folgt dem Könige dessen ältester Bruder, nach diesem der zweite, u. s. w. Ein jeder König hat eine so große Menge von Brüdern, daß sich nach seinem Tode immer genug finden, seine Stelle zu ersezen. Wenn der verstorbene König aber keine Brüder hinterläßt; so folgt ihm zuerst sein ältester, dann der zweite Sohn, u. s. w. In solchen Fällen versammlen sich die Großen des Reichs, um denjenigen als König auszurufen, der die rechtmäßigsten Ansprüche auf die Krone hat.

Ein König ist blos deswegen König, um über seine Unterthanen zu herrschen, und sich auf das pünktlichste gehorchen zu lassen. Uebrigens scheint er nicht reicher als seine Unterthanen zu seyn, die ihm alle Tage so viel bringen, als er zu seinem Unterhalt braucht. Man unterscheidet ihn von dem übrigen Haufen nur durch seine Wache, ferner durch die Menge seiner Hütten und Frauen, unter denen die erste Sultaninn ist. Er heirathet sie entweder nach den Gebräuchen der mahumedanischen Religion, oder nach Gesezen, die Leidenschaften und Unwissenheit erzeugt haben. Das Hochzeitsfest dauret drey Tage unter Tanz und Vergnügungen, und fast alle Unterthanen wohnen ihm bey, wenn sie ihre Geschenke gemacht haben. Die

Söhne

Söhne dieser ersten Sultaninn sind rechtmäßige Kinder, und haben ein wirkliches Recht auf die königliche Würde. Diesen folgen die Kinder der zweiten, die der König blos für seine Frau erklärt, und so fort. Die Kinder solcher Beischläferinnen aber, die er nicht für seine Frauen erklärt hat, haben gar keine Ansprüche an den Thron, sondern werden Große des Reichs von der zweiten Klasse genannt, da die von der ersten Thronfähig sind. Töchter sukcediren niemals, und können in keinem Falle regieren. Wenn sie aber auch nicht durch das Gesez von der Krone ausgeschlossen wären; so würde doch die Menge von männlichen Erben, die alle ein Recht darauf haben, ihnen gar keine Hoffnung übrig lassen. Man verheirathet sie nur an Könige oder königliche Prinzen, oder endlich an solche, die wenigstens von ihnen abstammen. Ihre Väter, weit entfernt, ihnen das geringste Heirathsgut mitzugeben, erhalten vielmehr von denen, die sich um ihre Töchter bewerben, ansehnliche Geschenke, die vor der Auslieferung der Bräute bestimmt werden müssen. So bald aber diese gemacht und angenommen worden sind; so ist die Ehe auch geschlossen.

Was ich von der königlichen Familie gesagt habe, gilt gleichfalls von allen ihren Unterthanen.

Auch

Auch diese besizen keine Vorzüge des Rangs, oder in Theilungen, als in der Ordnung, die ich angegeben habe.

Die Negern verheirathen sich ohne viele Umstände. Diejenigen Väter, die Töchter haben, sind von dieser Seite in Afrika weit glüklicher, als in Europa, wo man ihnen Geld oder Geldeswerth mitgeben muß, um ihrer los zu werden, da man hingegen in Afrika von denen Geld empfängt, die darum ansuchen. Wenn also jemand ein Mädgen zum Weibe zu haben wünscht; so erklärt er sich gegen ihre Eltern, oder wenn sie keine mehr hat, gegen ihre Anverwandten, und wird mit ihnen über den Preis einig, der den Vermögensumständen des Bräutigams, und dem Alter und der Schönheit des Mädgens stets angemessen ist. Bey der Ueberlieferung des Geschenks übergiebt man ihm die Braut; aber Kredit findet gar nicht statt. Man führt sie in seine Hütte, und so bald sie diese betreten hat, wird sie für seine Frau gehalten. Auf diese Heimführung folgen drey festliche Tage des Tanzes und der Freude, deren Unkosten der junge Ehemann tragen muß, und deren Genuß man Folgar nennt.

Wenn ein Mann mehrere Weiber hat, (und dies ist immer der Fall, wenn er anders nicht ganz

außer

außer Stand ist, mehrere zu kaufen,) so giebt er einer jeden eine Hütte, worinn sie mit ihren Kindern lebt, und ihre kleine Haushaltung für sich führt. Der Mann sorgt dafür, ihr so viel Reis und Hirse zu verschaffen, als sie für sich und ihre Kinder zum Unterhalt braucht; und die Weiber hingegen lassen es alle Wochen umgehen, ihm sein Essen und Nachtlager zuzubereiten. Während dieser Zeit lassen sie an Sorgfalt nichts abgehen, um ihre Fehltritte nicht theuer zu bezahlen, von denen ihre Mitbuhlerinnen sogleich Gebrauch machen würden. Auch ist es sehr selten, daß man ihnen von dieser Seite gerechte Vorwürfe machen kann. Sie schenken ihrem Manne alle Jahre ein neues Kleid nach der Mode des Landes, das in zwoen Pagnen besteht, und wetteifern mit einander, welche die ihrigen am feinsten spinnen, und am besten färben wird.

Nach dem Tode eines Mannes theilen alle seine Kinder die Verlassenschaft, die Kinder selbst mögen von rechtmäßigen Weibern, die der Vater erkauft hat, oder auch von bloßen geraubten, und im Kriege erbeuteten Beischläferinnen geboren worden seyn.

Einige Reisebeschreiber sagen, daß die Negerinnen ohne Schmerzen gebären, und behaupten

dieses

dieses deswegen, weil sie zur Zeit der Niederkunft nicht laut klagen. Dies ist ein Irrthum; sie haben Fleisch und Bein, wie andere Weiber; der Fluch, den Gott über Eva aussprach, hat sie ebenfowol als andere Weiber getroffen. Allein sie besitzen Standhaftigkeit und Geduld; auch die jüngste Frau würde sich auf ewig für entehrt halten, wenn sie sich irgend einen Schrey hätte entwischen lassen. Ihre Familie würde sie in diesem Falle auswerfen; mit einem Worte, sie würde weder mit ihrem Manne, noch ihren Anverwandten ferner Gemeinschaft haben können. Sie zwingen sich also so sehr, daß man die Niederkunft einer Frau nicht eher erfährt, als bis man sie ihr Kind zu einem Flusse oder ans Meer tragen sieht, wo sie sich selbst und das neugeborne Geschöpf wäscht. Man weiß nichts vom Einwikeln der Kinder; man läßt im Gegentheil die Natur ohne Zwang wirken, die diese Kleinen auch so gut leitet, daß man gar keine verwachsene oder verunstaltete Personen sieht, die in Frankreich so häufig sind.

Die Mütter lieben ihre Kinder zärtlich, so lange sie klein sind. Sie verlassen sie niemals, sondern tragen sie stets, mit einer Pagne an die Schultern befestigt, mit sich herum. Sie geben ihnen zwey Jahre zu trinken, während welcher Zeit sie nicht

bey ihren Männern schlafen. Diese Kinder wachsen theils aus dieser Ursache, noch mehr aber wegen der großen Hize sehr schnell. Nicht selten sind Mädgens schon im zehnten oder eilften Jahre mannbar, und die Knaben fast eben so frühe.

Wenn ein Neger auch krank ist; so ißt und trinkt er doch, wie gewöhnlich. Frägt man ihn, wie er sich befindet; so antwortet er stets, daß ihm wohl sey, und wenn er auch in den lezten Zügen liegen sollte. Er würde entehrt seyn, wenn er unter den heftigsten Schmerzen auch nur das geringste Zeichen von Leiden von sich gäbe. Ich habe Negern gesehen, die ganz durch Prügel zerfleischt, oder an eine Kanone gebunden waren; und noch andere in der Luft hängend, von vier Männern an Händen und Füßen gehalten, und mit Wunden überdekt, ohne nur die geringste Spur von Schmerz an ihnen zu bemerken. Der Hunger allein treibt sie an, Reis und Hirse zu säen; und das Bedürfniß zu rauchen zwingt sie zum Tabaksbau. Ein ähnliches Bedürfniß nöthigt sie, den Baumwollenbaum zu pflanzen, und spielend sich selbst einige Pagnen zu weben. Sie haben aber ein Geheimniß gefunden, der Arbeit nicht überdrüßig zu werden, und das besteht darinn, sie

lange

lange vorher zu verlassen, ehe sie dadurch ermüdet werden.

Die Gastfreiheit ist ihre beste Seite: diese kann nirgends allgemeiner, und einnehmender seyn, als unter ihnen. Sie behalten und haben fast nichts für sich allein; alles ist ohne Zwang und Verbindlichkeit gemeinschaftlich. Ein jeder Reisender, er sey ein Weißer oder Schwarzer, bekannt oder unbekannt, kann in die erste, die beste Hütte gehen. So bald er angelangt ist; grüßt man ihn, frägt nach seinem Namen, ferner, wohin er geht, und woher er kommt; man reicht ihm sogleich Milch oder Palmenwein; man giebt ihm Tabak, und wenn die Stunde der Mittags- oder Abendmahlzeit da ist, so ladet man ihn zum Essen ein. Man unterhält ihn während der Mahlzeit, und wenn er sich ausruhen will, so bereitet man ihm ein Bett nach Landesbrauch zu. Wenn er endlich weiter geht; so giebt er seinem Wirth weiter nichts als einen Wunsch, daß Gott ihn gesund erhalten möge. Eben deswegen haben die Negern auf ihren Reisen weder Geld noch Lebensmittel nöthig, weil sie allenthalben nach Landesart ihren Unterhalt finden. Wenn der Wirth selbst nicht so viel hat, um seinen Gast, er sey von welcher Nation er wolle, zu bewirthen; so geben alle Einwohner

wohner eines Dorfs dazu her, und wünschen dem Wirth zur Aufnahme des Fremdlings oder Reisenden Glük. Ich habe stets diese gute Anlage von Menschenfreundschaft bewundert, die einem jeden seinen Unterhalt verschafft, und alle vor Armuth, Vorwürfen, und andern Unannehmlichkeiten sichert, denen die Armen aufgeklärter Nationen ausgesezt sind, unter denen man entweder sein Brod betteln, oder vor Elend umkommen muß.

Nichts ist einfacher, und weniger mit Gebräuchen überladen, als die Heirathen der Negern. Der Koran, den sie nicht kennen, dem sie aber zu folgen vorgeben, erlaubt ihnen, sagen sie, so viele Weiber zu nehmen, als sie nur wollen, und sie zu verabschieden, wenn sie ihnen nicht mehr gefallen. Dies ist ein wirksames Mittel, der Unbeständigkeit der Negerinnen einige Schranken zu sezen: und wenn dies Mittel sich nur mit dem Christenthume vertrüge; so würde der Gebrauch davon gewiß allgemeiner seyn. So bald die Heirath geschlossen ist; so befiehlt der Mann seiner Frau, ihm zu dienen, und diese gehorcht ihm mit der größten Pünktlichkeit, und sieht sich nur als eine gut gehaltene Sklavinn an. Erst wenn ihr Mann gespeist hat, ißt sie auch, und nicht vorher; sie darf aber niemals, und wenn sie auch noch so

sehr geliebt wird, mit ihrem Manne speisen. Wenigstens in diesem Punkte ist eine Frau nicht mehr, als ihre Sklavinn.

Die Könige und Herren, die mehrere Wohnungen haben, sondern ihre Weiber, so sehr sie können, von einander ab, und vertheilen sie durch ihre verschiedene Besizungen, damit diese Frauen sich nur selten sehen, und sie selbst allenthalben, wo sie eine Zeitlang wohnen wollen, vollständige und eingerichtete Haushaltungen finden. Wenn eine von diesen Weibern oder Beischläferinnen nur einen Augenblik ihrer Pflicht vergessen sollte; so würde sie auf der Stelle, wie ihr Verführer, mit dem Tode bestraft werden. In diesem Punkte ist gar keine Gnade oder Barmherzigkeit zu hoffen.

Ungeachtet alle Weiber fast in demselbigen Verhältnisse gegen ihren Mann stehen; so bemerkt man doch einen Unterschied unter ihnen. Die zuerst erwählte, besonders wenn sie Söhne hat, ist die Frau vom Hause; sie macht die Honneurs, und wenn sie von Stande ist, so weiß sie sich schon das zu geben, oder geben zu lassen, wovon sie glaubt, daß es ihr zukomme. Sie kann nur allein wegen Untreue verworfen werden: ein Vorzug, den die übrigen Weiber nicht haben. Diese sind im Gegentheil mit allen häuslichen Arbeiten belastet;

sie

sie müssen, wenn ihre Männer schlafen, oder sich mit andern unterhalten, die Maranguins wegjagen, wodurch sie gestört und in Zorn gebracht werden würden. Endlich ist es ihre Pflicht, den Männern, wenn sie erwachen, Tabak und Pfeife mit der größten Unterthänigkeit darzureichen.

Wenn ihre Kinder zwölf bis funfzehn Tage alt sind: so tragen sie sie stets auf dem Rüken, wie ich schon bemerkt habe, und verlassen sie niemals, sie mögen arbeiten, was sie wollen. Sie lieben sie zärtlich, und suchen durch diese Zärtlichkeit gegen die Kinder ihren Männern zu beweisen, wie sehr sie ihnen ergeben sind. In dieser aufmerksamen Sorgfalt fahren sie fort, bis die Kleinen laufen können. Alsdenn begnügen sie sich damit, sie gut zu füttern, und lassen sie übrigens machen, was sie wollen, ohne sich um ihre Erziehung zu bekümmern. Die Kinder wachsen sehr schnell; und weil sie von ihren ersten Jahren niemals gezüchtigt werden; so darf man sich nicht wundern, wenn sie schon früh unartig sind, wenn sie nur allein ihre Vergnügungen lieben, äußerst faul sind, wenn sie endlich die Arbeit fliehen, und weder Vater noch Mutter achten.

Weiber und Mädgen haben gemeiniglich kein anderes Kleidungsstük, als einen Gürtel, den sie

unter

unter dem Leibe durchziehen. Alle übrige Theile sind entblößt, ausgenommen, wenn Nordostwinde wehen; alsdenn zwingt sie die Kälte, gegen welche sie sehr empfindlich sind, sich noch mit einer Pagne zu bedeken. Einige nehmen noch eine zweite Pagne, die ihnen den Kopf bedekt, und über die Schultern herabfällt. Nichts sieht lustiger aus, als dieser Anzug, dem sie noch Armbänder, einen andern ungeheuren Gürtel von Glasstükgen, endlich Halsbänder und Ohrgehänge hinzufugen. Mit vorzüglicher Sorgfalt salben sie ihr Haar mit Palmenöl, das das Seinige dazu beiträgt, ihren Geruch unerträglich zu machen.

Ein merkwürdiges Faktum ist dieses: daß ein Weib auf der Insel Les Bisseaux, die von durchaus schwarzen Aeltern geboren worden war, doch eine so weiße Haut hatte, als eine Französinn nur haben könnte. Sie wurde an einen Neger verheirathet, und sie bekam von ihm so schwarze Kinder, als wenn sie selbst auch schwarz gewesen wäre, da doch der Regel nach diese Kinder Blendlinge oder Mulatten hätten seyn sollen.

Dies Faktum bestätigt meine Meinung über die Farbe der Negern, die ich den Wirkungen der Sonnenstrahlen, und keiner andern Ursache zuschreibe.

Was die Treue der Weiber gegen ihre Männer betrifft; so weiß man, daß die Mahumedaner sich am wenigsten auf die weibliche Tugend verlassen. Sie werden unterdessen doch oft hintergangen. Ungeachtet Mahumed das weibliche Geschlecht von der Pflicht der Beschneidung, wie von den Freuden des Paradieses, ausgeschlossen hat; so giebt es doch so gelinde Lehrer, die den treuen Weibern einen kleinen Winkel im Paradiese einräumen, wenn sie sich nur, insofern ihr Geschlecht es erlaubt, beschneiden lassen. Allenthalben, wo diese dem andern Geschlechte so vortheilhafte Lehre angenommen ist, wird die Beschneidung von Weibern verrichtet.

Die Könige und ihre Hofleute haben ein Instrument, das sie Balafo nennen, auf welchem sie zu ihrem Vergnügen spielen. Diese Instrumente bestehen aus sechszehn Stükgen oder Leisten eines harten Holzes, die einen Zoll breit, vier bis fünf Linien dik, und von denen die längsten achtzehn, die kürzesten sieben bis acht Zoll hoch sind. Diese sind auf den Seiten eines kleinen Gestells, das etwa einen Fuß hoch ist, mit Riemen von feinem Leder festgemacht, die um kleine Stäbgen gewikelt sind. Man braucht diese leztern, um die Leisten in gehörigen Entfernungen von einander zu halten.

Unter diesen befestigt man runde Kalebassen, von ungleicher Größe, so, daß unter den längsten von jenen die größten von diesen, u. s. w. zu stehen kommen. Dies Instrument hat einige Aehnlichkeit mit unsern Orgeln, und giebt einen angenehmen und mannigfaltigen Ton von sich, wenn man die Leisten mit kleinen Stäben, wie unsere Trommelstöke sind, berührt, deren Enden man mit Leder bewikelt, um den Ton desto sanfter zu machen. Die Negern haben noch Flöten aus Rohr gemacht; sie spielen auch auf Europäischen, die sie eben so sehr schäzen, als sie sie schlecht behandeln.

Man sieht unter ihnen keine andere Handwerker, als Weber, Schaarschmiede, Töpfer, und noch andere, die unsern Goldschmieden nachahmen, indem sie auf eine sehr rohe Art goldene und silberne Ketten, Ohrgehänge, Ringe, Kreuze und andern Weiberschmuk verfertigen. Es ist ausgemacht, daß, wenn sie ihre Trägheit überwinden, und den Ueberfluß von Baumwolle nuzen wollten, die bey ihnen ohne weitere Kultur wächst, daß sie alsdenn mehr Kattun verfertigen könnten, als sie selbst brauchen. In diesem Falle würden sie den Europäern den großen Gewinn rauben, den sie aus dem Absaze ihrer baumwollenen Waaren ziehen. Es fehlt den Negern gewiß nicht an dem nöthigen

Geschik,

Geschik, ihre Handwerker zu vervollkommnen, und ihrem Gewebe die gehörige Breite zu geben. Auch mangelt ihnen die Kunst nicht, ihre Zeuge auf eine angenehme und mannichfaltige Art zu färben.

Die Schaarschmiede sind unter ihnen auch Goldschmiede, Messerschmiede, Schwerdtfeger, Grob- und Hufschmiede, Kesselmacher; mit einem Worte, sie vereinigen in sich alle Handwerker, die Hammer und Amboß brauchen. Sie haben weder Werkstäte, noch Schmiedeeßen; sie arbeiten vor ihren Hütten, unter einigen Bäumen, und nehmen ihren ganzen Vorrath von Werkzeug allenthalben hin, wo sie was zu thun finden. Dies macht ihnen nicht viel Mühe; denn ihr Werkzeug besteht blos in einem kleinen Amboß, in einer Bokshaut, die ihnen als Blasebalg dient, in einigen Hammern, einer Zange und in einigen Feilen.

Dann und wann findet man Werke unter ihnen, zum Beispiel: Armbänder, Fußketten, Ringe und Halsbänder, die ziemlich gearbeitet sind. Sie machen Handgriffe von Säbeln, Beschläge von Scheiden und andere Sachen, die in der That ihre guten natürlichen Anlagen beweisen. Sie würden recht gute Arbeiter werden, wenn sie weniger träge wären, und gute Anweisung hätten. Sie bearbeiten Eisen so gut, als Gold und Silber;

und

und verfertigen Messer, Aexte, Scheeren, die Eisenbarren zu durchschneiden, und wissen sie so gut, als die Europäer, zu stählen.

Das Eisen, was ihnen aus Europa zugebracht wird, ist in Barren, die statt wirklicher oder idealer Münze in Kauf- und Verkauf unter ihnen dienen. Ich habe schon oben erinnert, daß eine Barre Eisen neun Pariser Fuß lang, zwey Zoll breit, und vier bis fünf Linien dik seyn müsse, daß man sie in zwölf Theile zerlege, aus deren jedem sie drey solcher Instrumente machen, womit sie ihre Hugans, das ist, die Ländereien bearbeiten, worauf sie Hirse, Melonen, und andere Hülsenfrüchte bauen wollen. Diese Instrumente sind ihre Pflüge; sie befestigen sie an lange Stiele, damit diejenigen, die sie brauchen, nicht die Mühe haben, sich während der Arbeit zu bükken.

Nichts ist lustiger, als sie in dieser Arbeit zu sehen. Der Herr, welcher arbeiten läßt, ist an der Spize der Werkleute, und bewaffnet, wie am Tage der Schlacht, den Säbel an der Seite, und die Sagaye in der Hand. Er hat seine Musikanten bey sich, die aus vollem Haise singen, und auf ihre Instrumente mit aller Gewalt losschlagen. Dies geschehe, sagen sie, damit Mahumed sie höre, und ihre Arbeiten segne. Der Herr begleitet sie,

so sehr er kann, mit Stimme und Geberde; er muntert gleichfalls seine Leute auf, die alle ganz nakt sind, und eine kleine gekrümmte Hake in der Hand haben, die drey Zoll im Durchschnitt hat, wo sie am breitesten ist, und höchstens eine Linie dik ist. Mit diesem schwachen Instrumente bearbeiten oder krazen sie vielmehr nur die Erde auf, aus der sie die Gräser mit einem Theile ihrer Wurzeln herausziehen. Dem äußern Anscheine nach sollte man glauben, daß sie in der mühseligsten Arbeit begriffen wären; denn sie machen mehr oder weniger heftige Bewegungen und Verzerrungen, je nachdem der Ton der Instrumente mehr oder weniger lebhaft ist. Und doch sind ihre Felder, so schlecht sie auch bebaut werden, von einer unglaublichen Fruchtbarkeit.

Die Hütten der Negern sind alle rund, und laufen oben spizig zu. Sie haben gar keine Fenster, und empfangen also das Licht nur durch die Thür, die sehr niedrig ist. Sie ruhen auf Staken, die in die Erde getrieben, und durch Queerhölzer verbunden sind. An diese Queerhölzer befestigen sie Stangen, die für Sparren gelten, sich in einem gewissen Mittelpunkte vereinigen, und die Spize ausmachen. Sie deken sie mit Stroh, Rohr, oder einer Art von Weiden, die im ganzen

Lande häufig wachsen. Diese Hütten werden in kurzer Zeit inwendig ganz schwarz, weil man ein beständiges Feuer unterhält, um Reis oder Hirse zu kochen. Sie sind so rauchigt, daß man daran gewohnt seyn muß, um nicht Unbequemlichkeiten davon zu empfinden. Das Hausgeräthe nimmt nur wenig Plaz ein; einige irrdene Töpfe, Kalebassen, Körbe, und eine elende Kiste mit Grigris gegen Feuer- und andere Gefahren, sind alles, was man darinn sieht: weil aber doch diese Hütten sehr oft vom Feuer leiden; so werden diese Grigris eben sowol, als die Hütten, und das angeführte Geräthe verzehrt.

Wenn ein Neger stirbt; so treten alle seine Weiber vor die Thür, und erheben ein entsezliches Geschrey. In demselbigen Augenblik stimmen ihre Nachbarinnen, und selbst in größern Entfernungen solche, die noch gar nicht wissen, wer gestorben ist, mit gleichem Geheule ein, zerkrazen sich vorläufig Gesicht, Brust und Hände, und jammern, als wenn eine jede Vater, Mutter, Mann und Kinder verloren hätte. Weil alle schreien; so gehört Zeit dazu, zu entdeken, wo das Geschrey seinen Anfang genommen hat: so bald man dieses weiß, so laufen Weiber, Kinder, und selbst Männer zur Hütte des Verstorbenen, und machen einen

Lärm,

Lärm, vor welchem man selbst den Donner nicht hören würde. Eben das geschieht, wenn Weiber oder etwas erwachsene Kinder sterben; dieses Schreien dauert ohngefähr vier und zwanzig Stunden, bis die abgeschiedene Person begraben ist.

Die Weiber und Kinder überlassen ihren Nachbaren die Besorgung der Beerdigung, und bemühen sich nur, Branntewein und Palmwein anzuschaffen, um sie zu bewirthen. Denn es ist ein wesentliches Stük der Beerdigung, Folgar zu machen, d. i. zu tanzen und sich zu erfreuen, wenn dee Leichnam begraben ist. Dieses Fest fängt auch sogleich an, so bald man seine Kondolenzen abgestattet hat.

Die Musikanten fangen unter der Rührung der Trommeln den Zug an, und die Männer, die ihre ganze Rüstung an sich tragen, folgen in tiefer Stille. Hinter diesen wird der Leichnam, von Marabus umgeben, von zween Männern getragen; endlich kommen die Weiber, die mit einander in Heulen und Zerfezungen wetteifern. Die Träger des Todten werfen ihn in die Grube, und bedeken ihn mit Erde. Hierauf befiehlt der Marabu den Musikanten, unter beständigem Trommelschlag ins Dorf zurükzukehren, wo man nicht so bald anlangt, als Thränen und Geschrey aufhören, als wenn gar

nichts

nichts vorgefallen wäre. Wenn ein Junggeselle stirbt; so laufen seine Freunde durchs ganze Dorf, mit Säbeln in der Hand, als wenn sie ihn suchten. Begegnen sie alsdenn einander; so schlagen sie ihre Säbel zusammen, als wenn sie fechten wollten, ohne ein Wort dabey zu sagen.

Bey dem Hintritt des Königs beweinen ihn alle seine Unterthanen drey Tage durch, kehren alsdenn in ihre Häuser zurük, tanzen und ergözen sich. Von dieser Gewohnheit darf niemand abweichen; alle Negern würden über einen solchen Sonderling herfallen, und ihn ohne Gnade umbringen.

Die Hirse, die in ganz Afrika so häufig ist, und die Hauptnahrung der Negern ausmacht, wird auf folgende Art zubereitet. Man zerstößt die Hirse, woraus man Kusku oder Sanglet machen will. Wenn man sie auf diese Art zerstoßen, und durch ein Sieb gesichtet hat, um die Kleien abzusondern; so macht man einen Teig daraus, den man beständig umrührt, aus Furcht, daß er zu Brod gebaken werde. Durch diese beständige Bewegung hingegen werden kleine harte Kügelgen gebildet, die sich so lange halten, als man sie vor Feuchtigkeit bewahrt. Wenn man sie essen will: so gießt man nur Wasser oder heisse Suppe darauf,

wodurch

wodurch ſie ſogleich erweicht werden, und eben die Wirkung thun, die der Reis hat. Dieſer Kusku iſt eine gute und leicht zu verdauende Nahrung. Es iſt gewiß, daß er erfriſcht; ein ſicherer Beweis davon iſt dieſer, daß die Negern, die ihn beſtändig genieſſen, wohl bey Leibe ſind, und ohne alle Krankheit ſehr alt werden würden, wenn ſie nicht Branntewein und die Vergnügungen der Liebe unmäßig genöſſen. Der Sanglet iſt Hirſegrüze, die man eben ſo wie Grüze braucht, und die auch eben die Dienſte thut. Eine Tonne von reiner Hirſe, die vierhundert Pfund ſchwer iſt, koſtet gewöhnlich vier bis ſechs Livres, nach dem Tarif des großen Magazins. Dieſe Hirſe wird gewöhnlich mit Glaswaaren, Eiſenſtüken und Branntewein bezahlt.

Drittes Kapitel.

Bemerkungen über die Naturprodukte in Afrika.

Afrika iſt mit Waldungen, mit Mannshohen Gräſern, endlich mit beweglichem brennenden Sande angefüllt, in denen allen ſich reiſſende Thiere und alle Arten von Wild aufhalten. Wegen der hohen Gräſer und Kräuter kann man nur an ſolchen Orten jagen, die leer und bebaut

worden

worden sind. Alle Jahre zünden die Negern die hohen Gräser an, die in kurzer Zeit verzehrt werden, und die Jagd sehr leicht machen. Nach diesem Brande wählt sich ein jeder so viel Land, als er braucht, um Reis oder Hirse auszusäen. Hier entsteht niemals Streit, weil nicht der hundertste Theil der Ländereien bebaut wird.

An der ganzen Küste von Afrika, und noch mehr in dem Innern dieses Erdtheils, das unter dem heissen Erdgürtel liegt, ist die Luft entsezlich heiß, und die Sonnenstrahlen sind unerträglich, weil das Land theils durch Berge, theils durch Wälder, womit es angefüllt ist, gedekt wird. Die Sonne gießt hier, so zu sagen, ihr ganzes Feuer aus; und daher ist es kaum möglich, ihre Hize von neun Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags auszuhalten. Die Negern selbst nehmen sich während dieser Zeit in Acht, um die Sonnenstiche (coups de soleil) zu vermeiden, die eben so gewöhnlich als gefährlich sind. Moräste und faulende Gewässer sind sehr häufig; die daher entstehenden Dünste schwächen den Magen, und hindern die Verdauung. Hieraus entstehen unzüchtige Krankheiten, denen die Europäer nur allein durch öftere Abführungsmittel ausweichen können. Eine jede Ausschweifung ist gefährlich, und selbst die Früchte

scheinen den Saamen von faulen Fiebern in sich zu schliessen.

Das Grüne stirbt nie ganz ab; man sieht es entweder in Pflanzen und andern Früchten der Erde, oder auch an den Bäumen, und das Auge findet daher zu allen Zeiten seine Befriedigung. Stets grünende, große oder kleine Bäume von verschiedenen Arten erquiken es, und geben überdem heilsame Schatten, wenn die Hize des Tages heftig zu werden anfängt. Eine unerschöpfliche Menge von Wildpret macht die Jagd unterhaltend; und die Wälder also, die mit Ebenen und Feldern untermischt sind, sind angenehme Einsamkeiten. Mit jedem Schritte sieht man etwas neues, und es scheint, als wenn die Natur sich angestrengt hätte, um die dem Auge sich darbietenden Gegenstände zu vermannigfaltigen. Doch ist das Wildpret nicht von derselbigen Güte, und hat nicht den eigenthümlich reizenden Geschmak, wodurch sich das Europäische auszeichnet; es ist vielmehr härter und weniger schmakhaft, als das unsrige. Hirsche, Rehe, Schweine, Elephanten, Löwen, Tiger und Kameele sind sehr gewöhnlich. Die braune wilde Kuh ist von vortreflichem Geschmak, besser als irgend ein anders Fleisch. Sie läuft eben so schnell und fast eben so leicht, als der Hirsch. Braune

und greise Bekkassinen, Rebhüner, Wachteln, Entriche und wilde Tauben finden sich in der großten Menge. Der von Natur träge Neger jagt nur selten; und wenn er es thut, so geschieht es nicht anders, als wenn er seiner Sachen ganz gewiß ist. Er erwartet das Wild, wenn es die Strome besucht, denn er kann es weder im Laufe noch im Fluge tödten. Wenn er die reissenden Thiere verfolgen wollte; so würde er sie, wenn sie trinken, eben so leicht treffen können, als das übrige Wild. Allein er hütet sich, ihnen wehe zu thun, weil er in dem abergläubischen Wahne steht daß er in der Folge von ihnen verzehrt werden würde.

Der Fischfang ist unstreitig an den Küsten von Afrika der reichste, den man kennt: es sey nun von Rochen oder Stokfischen, oder Heringen, oder Schildkröten, oder Austern, oder unzähligen andern Fischen. Oft ist das Meer wie mit Fischbänken angefüllt, und eben deswegen ist der Fischfang so leicht. Ein einziger Zug giebt so viele Fische, womit zweihundert Menschen gesättigt werden können; und die Negern fangen in zwo Stunden ihre Pirogen voll.

Wildpret und Fische sind so häufig, daß man für drey oder vier Schüsse Pulver entweder einen

Hirsch,

Hirsch, oder ein Reh, oder auch ein Schwein bekömmt; und für drey Sols in europäischen Waaren bringen die Negern entweder drey wilde Enten, oder eben so viele Rebhüner, Bekkassinen, oder Holztauben, u. s. w. Eben so hat man für dasselbige Geld so viel Fische, als dreißig Personen nicht essen können. Man jagt und fischt also nur allein zum Vergnügen. Wenn man mit einem Negerjäger einen Vergleich macht, und ihm ein Gewehr leiht, so liefert er so viele Stüke Wild, als man ihm Schüsse von Pulver und Bley gegeben hat. Für seine Mühe giebt man ihm alle Monate anderthalb Maaß Branntewein, und er bringt alsdenn an jedem Tage solches Wildpret, als man von ihm verlangt hat.

Die Ochsen und Kühe sind sehr gemein. Die leztern halten sie, um Milch und Butter zu bekommen, womit sie ihren Reis und Hirse zubereiten. Die Ochsen hingegen verkaufen sie. Ehemals trieb man mit ihren Häuten einen beträchtlichen Handel im französischen Afrika. Sie sind eben so groß, als die von gewöhnlicher Größe in Frankreich. Man bezahlt sie in Waaren, die mittelmäßigen zu vier bis fünf, die größten zu sechs bis sieben Livres. Es ist sonderbar, daß man die Häute nicht nuzt, für die man mehr als den Kauf-

preis

preis der Ochsen selbst erhalten würde. Man hat sie bisher aus einer unverzeihlichen Nachläßigkeit entweder verderben lassen, oder ins Meer geworfen. Sie sind von vorzüglicher Güte, wie ich selbst versucht habe. Ich ließ nämlich eine Haut an der Sonne troknen, nachher die Haare mit Kalk herabbeizen, und alsdenn Schuhsohlen daraus machen, die den französischen völlig gleich kamen. Man sieht hieraus, wie viel man dabey gewinnen würde, wenn man sie getroknet den französischen Schiffen verkaufte. Diese Häute machten zur Zeit der Senegalkompagnie einen beträchtlichen Theil ihres Handels aus, und würden noch jezo einen Theil der Unkosten der Kolonie hergeben, wenn man den Handel damit nicht ganz verlassen hätte.

Das Ochsenfleisch ist nicht so fett, als in Frankreich. Dies kommt unstreitig von der Sonnenhize und der dürren Weide her. Die Kühe geben nur so lange Milch, als ihre Kälber saugen; so bald diese aufhören, verschwindet jene auch.

Die Butter ist sehr gemein; und sie kostet das Pfund niemals mehr, als einen Sol, und oft nur sechs Deniers, ungeachtet man sie sich zu gewissen Zeiten im Magazin mit vier Sols hat bezahlen lassen. Reis, Hirse und andere Produkte des Landes wurden gleichfalls zu ungeheuren Preisen

verkauft; und daraus entstand Murren und Flucht der Einwohner. Reis und Hirse sind beide in so großem Ueberflusse vorhanden, daß das Pfund Reis oft nur sechs bis acht Deniers kostet, und gereinigt niemals über achtzehn Deniers steigt. Der Ziegen ist eine zahllose Menge; das Stük kostet sechs bis sieben Sols. Ihre Felle allein sind schon mehr werth. Schaafe sind am Senegal, wie zwischen dem Gambia und Sierra Liona, von einer außerordentlichen Größe, und so wohlfeil, daß man ihren Preis fast für nichts rechnen kann.

Das ganze Land wimmelt von Hünern, die aber kleiner sind, als die in Frankreich. Sie sind so gemein, daß alle Handwerksleute, Soldaten und Einwohner ihre eigenen Hünerhäuser haben. Die Eier sind sehr theuer, weil die Hüner nur wenig legen, und diese wenigen Eier sehr bald durch die große Hize verdorben werden. Hüner kosten zu Goree das Stük niemals mehr, als zwey Sols.

Pferde sind von einer außerordentlichen Güte. Die Mohren, die große Pferde-Kenner und Händler sind, ziehen viele auf. Sie wissen sie sehr gut abzurichten, und treiben damit einen beträchtlichen Handel an den Höfen der Negernkönige. Sie füttern die Pferde mit Heu und mit zerstoßener Hirse; sie gewöhnen sie daran, wenig und nicht

oft

oft zu trinken. Wenn sie sie recht ausfüttern wollen; so zerstoßen sie die Hirse sehr fein, erweichen sie in Milch, und lassen die Pferde diese Milch trinken, wenn sie vorher die Hirse gefressen haben.

Die Hirsche und Hindinnen unterscheiden sich von den Europäischen durch gar nichts. Es giebt eine Art von Hirschen, die man Gazelle nennt, die deswegen merkwürdig ist, weil sie etwas vom Kameel, der Ziege, der Hindinn, und dem Haasen an sich hat. Kopf, Schwanz und Haare nähern sich denen des Kameels; der Leib ist dem Leibe einer Hindinn gleich. Die Beine und Füße, die vorne kürzer, als hinten sind, kommen denen des Haasens nahe. Sie läuft Anhöhen mit erstaunlicher Geschwindigkeit hinan, von denen sie aber nicht anders, als auf eine viel weniger behende Art sich herabbewegt. Flächen oder Ebenen sind die eigentliche Laufbahn für ihre Geschwindigkeit. Alle Jahre werden ungeheure Haufen aus der Barbarey nach Nigritien gebracht. Die Negern machen Jagd darauf. Um diese mit desto größerm Vortheile anstellen zu können, warten sie, bis die hohen Gräser und Kräuter von der Sonne gedörrt sind. Alsdenn steken sie sie in Brand, und zwingen die Gazellen in Gegenden zu fliehen, wo man ihnen besser beikommen kann. Die Negern folgen

dem

dem Feuer immer in gleicher Linie, und wenn sie diese Thiere endlich in einem Winkel haben; so greifen sie sie mit Pfeilen, Sagayen und Keulen an, und erlegen ihrer sehr große Haufen. Diejenigen, die sich ins Wasser werfen, um sich zu retten, fallen andern Negern in die Hände, die ihrer entweder in Kanoen, oder auch am entgegenstehenden Ufer warten. Nach dieser Unternehmung theilen die Negern ihre Beute; sie salzen das Fleisch ein, bukaniren es, und verkaufen die Felle an fremde Kaufleute. Das Fleisch dieser Thiere ist sehr zart, wenn man es frisch und in der Jahrszeit ißt, da die Gräser und Kräuter in ihrer vollen Stärke sind. Alsdenn ist es sehr fett; es hat aber doch einen stärkern Wildgeschmak, wenn das Thier sich eine Zeitlang von dürren Gräsern genährt hat.

Die Welschen Bohnen, die in Afrika wachsen, schmeken besser, als die aus Frankreich hingebracht werden, ungeachtet diese sonst von einer größern Güte sind. Diese sind das einzige Gemüse (die Kartoffeln und Erdäpfel mit eingeschlossen,) unter allen, die Afrika hervorbringt, das mit den Europäischen eine große Aehnlichkeit hat. Die Erdäpfel werden Topinamburs genannt, und es giebt ihrer drey Arten, rothe, weiße und gelbe, die in sechs Wochen wachsen und reif werden. Die besten

brauchen

brauchen aber doch vier Monate, um ganz zeitig zu werden. Sie sind nahrhaft und leicht zu verdauen; man ißt sie entweder in Wasser abgekocht mit Salz, oder zugleich mit Fleisch und Fisch. Sie nähren den größten Theil der Eingebornen des Landes.

Außer diesen Gewächsen hat man noch eine Frucht, Igname genannt, die den rothen Rüben gleicht, und nach Verhältniß der Güte des Erdreichs, worinn sie gezogen wird, größer oder kleiner wächst. Bevor sie gekocht wird, ist sie zähe, und schmuzig weiß; sie ist aber doch nahrhaft, leicht zu verdauen, und wird statt des Brodts zugleich mit Fleisch gegessen.

Der Palmwein ist nach dem Branntewein das Lieblingsgetränk der Negern, woran sich die Franzosen auch sehr leicht gewöhnen. Man zieht ihn aus der Spize des Palmbaums, vermittelst eines Einschnitts, aus welchem der Saft durch ein eingestektes Blatt in das unten befestigte Gefäß rinnt. Der Neger verrichtet diese Arbeit Morgens und Abends, holt das volle Gefäß ab, und hängt ein leeres an dessen Stelle. Er zieht nur während eines Monats den Saft aus einem Palmbaum, läßt ihn alsdenn ein Jahr lang ruhen, und geht so von einem Baume zum andern fort. Wenn

dieser

dieser Wein frisch ist; so gleicht er, der Farbe und Flüßigkeit nach, den Molken, schäumt wie Champagner, und ist so süß als weißer Wein, der eben aus der Kelter kommt, hat aber doch zugleich eine geringe, sehr liebliche Bitterkeit. Er steigt sehr zu Kopfe, und man muß daran gewöhnt seyn, wenn man keine Unbequemlichkeiten davon empfinden soll. Die Trunkenheit, die er hervorbringt, hat für Europäer oft sehr gefährliche Folgen, und wenn also neue Ankömmlinge mit heftigen Kopfschmerzen davonkommen; so haben sie sich gar nicht zu beschweren. Dieser Wein bleibt nur dreißig Stunden gut; am zweiten Tage wird er sauer, und am dritten verwandelt er sich wirklich in Eßig, und man muß ein Neger seyn, um alsdenn noch davon trinken zu können. Man schneidet entweder zween Zweige auf einmal ab, oder macht auch zween Einschnitte zugleich; jede Wunde giebt alle vier und zwanzig Stunden zwey Maaß Wein. So dumm die Negern sonst auch sind; so erschöpfen sie ihre Bäume doch nicht. Denn wenn sie einen Monat durch Wein aus einem Baume gezogen haben; so verbinden sie die gemachten Wunden, und bedeken sie mit fetter Erde, damit er Zeit gewinne, die verlornen Kräfte und Säfte wieder zu erhalten.

Wenn man die Negern frägt: warum sie die Einschnitte nicht am Fuße des Baums, sondern an der Spize machen; so antworten sie, daß ihre Väter und Großväter es eben so gemacht hätten, und daß man alte Gewohnheiten nicht verlassen müsse. Unterdessen haben sie gute Gründe, so zu verfahren. Der erste ist dieser: wenn sie nämlich den Baum nahe an der Wurzel verwundeten; so würden alle die Säfte, die den übrigen Stamm samt Blumen, Früchten und Zweigen nähren sollten, herausfliessen; der Baum müßte alsdenn nothwendig bald verdorren und aussterben. Ein andrer Grund ist dieser: daß der nahe an der Wurzel ausgezogene Saft noch roh und unverdaut seyn würde, weil er nicht lange genug durch die Hize der Sonne, und die häufigen Absonderungen gekocht und gereinigt worden, wie derjenige ist, der allmälich in den feinen Röhren des Baums in die Höhe gestiegen ist. Man hat es lange bemerkt, daß der Wein um desto süßer und reifer sey, je höher der Baum ist, aus welchem er abgezapft worden.

Es giebt vier Arten von Palmbäumen. Die der ersten Art werden Dattelbäume genannt, weil sie eine herrliche Frucht gleiches Namens tragen, die sehr vielen Völkern zur Nahrung dient, und eine der

gesundesten

gesundesten in ganz Afrika ist. Man zieht diesen Baum mit vieler Sorgfalt in Palästina, in allen Theilen von Asien, die nicht über den dreißigsten Grad nördlicher Breite hinausliegen, in Aegypten, der Barbarey, und fast in dem ganzen übrigen Afrika. Die Aerzte sagen, daß seine Früchte reinigen und adstringiren, ferner daß sie die Säfte versüßen, und für die Brust gut sind, u.s.w. So viel kann ich wenigstens als ganz gewiß behaupten, daß sie sehr nahrhaft, frisch besser als troken sind, und daß sie einen beträchtlichen Handelszweig zwischen Negern und Mohren ausmachen, die sie vorzüglich lieben.

Die zweite Art der Palmen ist die mit stechenden Blättern. Der ganze Unterschied dieses Baums von dem erstern besteht darinn, daß seine Blätter kleiner, und mit kleinen Spizen wie mit Dornen übersät sind. Seine Blüthen sind roth, bestehen aus fünf Blättern, und sehen wie kleine Sternchen aus. Die Frucht ist rund, ohngefähr so groß, als ein kleines Ey, und hat eine Orangenfarbe, oder doch eine ihr sehr ähnliche. Ihre Haut dekt ein weißlichtes Fleisch, das ziemlich fest ist, einen Veilchengeruch hat, und ein wenig bitter schmekt. Diese Frucht wächst in Trauben, von denen einige achtzig bis hundert Beeren haben.

Wenn

Wenn sie reif ist, so sammlet man sie, reibt sie ein wenig, und sezt sie mit etwas Wasser in einem Topf aufs Feuer. Wenn sie warm wird, so rührt man sie mit einem platten Holze stark um, um das Fleisch vom Kern abzusondern. Wenn dies geschehen ist; so sinken die Kerne zu Boden, das übrige wird durchgeseigt, und erhält, wenn es kalt geworden ist, die Festigkeit der Butter, ferner eine weiße Farbe mit feinen rothen Strichen, endlich den Geruch von Veilchen, und schmekt so süß, als die beste frische Butter. Dies ist es, was man Palmöl nennt, das die Negern, als Butter, an ihrem Reise und Hirse brauchen. Sie bedienen sich eben dieses Oels auch dazu, ihren Leib zu salben, ihre Haut sanfter, und ihre Gelenke geschmeidiger zu machen. Außer Afrika braucht man es im Podagra, als ein schmerzlinderndes Mittel. Man glaubt ferner, daß es ein Specifikum gegen alle Arten von Flüssen und kalten Schmerzen sey.

Die dritte Art des Palmbaums ist der sogenannte Cyprier, dessen Stamm und Blätter den Dattelbaum sehr weit an Größe übertreffen. Er trägt aber gar keine eßbare Frucht, und würde also ganz unnüz seyn, wenn er nicht den Negern den vorher beschriebenen Palmwein gäbe. Eben diesen Saft zieht man auch aus dem sogenannten Rondier;

man würde ihn auch aus dem Palmbaum mit stechenden Blättern zapfen, wenn nicht der Stamm mit so vielen Stacheln umgeben wäre. Den Dattelbaum schont man, um seinen Früchten nicht zu schaden. Der beste Wein fließt allein aus dem sogenannten Cyprier. Wenn die Negern nicht so faul wären, als sie sind; so würden sie vortreflichen Branntewein daraus machen können.

Die Afrikaner haben Erbsen, denen die Europäer den Namen der Negererbsen gegeben haben, weil sie von einer glänzend schwarzen Farbe sind. Sie kochen sich sehr gut, geben schwarze Suppen, und sind von sehr gutem Geschmak. Es giebt ferner eine sehr große Menge von Wassermelonen, die funfzig bis sechszig Pfund schwer sind. Das heisse Klima ist ihnen so günstig, daß sie ihre vollkommne Reife erlangen. Ihr Fleisch ist glänzend roth, und ihr Wasser höchst zukerhaft. Sie sind eine herrliche Nahrung, die erfrischt und den Durst löscht.

Die sogenannten Kolles sind Früchte, die in Ansehung der Figur, des Geruchs, der Größe, der Farbe, und des Geschmaks, den indischen Kastanien sehr nahe kommen, wenigstens denen, die man in Paris dafür verkauft. Diese Frucht ist bitter, und hat, so viel ich weiß, keine andere Tu-

gend,

gend, als den Mund mit einer gewissen Bitterkeit zu erfüllen, die, wie die Negern und Portugiesen sagen, vortreflich ist, wenn man Wasser darauf trinken will. Als ich von Goree längst den Küsten von Afrika und den Ufern des Gambia abgelte; baten mich die Mulattinnen, ihnen von dieser Frucht, die sie sehr schäzen, etwas mitzubringen. Ich würde aber doch den Europäern nicht anrathen, sich ihrer zu bedienen.

Es giebt noch andere gemeine Früchte, die des Bananas, Bananasfeigen, und eine ungeheure Menge von Giraumonts, die die Franzosen vor allen andern lieben, und alle Tage essen. Sie sind die Lieblingsfrüchte des Landes. Der Bananasbaum trägt alle Jahre nur einmal; wenn er Früchte gebracht hat, so stirbt er allmälig ab, man mag ihn umhauen oder nicht. Seine Wurzel treibt aber bald Sprößlinge, die in einem Jahre Früchte tragen, umfallen, aber wieder treibende Wurzeln zurüklassen. Man darf sich also keine Mühe geben, diesen Baum zu pflanzen, wenn man nicht die Absicht hat, ihn in Alleen zu ziehen. In diesem Falle nimmt man in der Regenzeit einige Schößlinge, und stekt sie in einer beliebigen Ordnung in die Erde. Was die noch übrigen Früchte anlangt; so sind sie nur für die Negern. Diese

nun

nun sind die Produkte eines so reichen und so wenig bebauten Landes, das bey einer sorgfältigern Bearbeitung alles, was man nur verlangte, liefern würde.

Man macht mir vielleicht folgenden Einwurf: diese ganze Abtheilung von Afrika hat ehemals der indischen Kompagnie gehört, die gewiß zu klug war, als daß sie nicht alle mögliche Vortheile daraus hätten ziehen sollen. Ferner: die Engländer haben diese Gegenden erobert, und sie fünf ganzer Jahre besessen. Ist es wohl glaublich, daß eine so thätige Nation die Entdekung der Reichthümer, die diese Länder darbieten, vernachläßigt haben sollte?

Den ersten Einwurf habe ich selbst den Einwohnern des Landes vorgelegt. Diese antworteten: daß zur Zeit der indischen Kompagnie die Insel und der Fluß Senegal, Galam, und der Gambia, diese reichen Gegenden, der französischen Nation zugehörten; daß der Handel mit Gold, Gummi, Wachs, Elfenbein, und Sklaven zu beträchtlich war, als daß sie nicht die ganze Aufmerksamkeit der Bediente der Kompagnie hätten auf sich ziehen sollen; daß eben diese, des ungeheuren Aufwandes, den sie machten, ungeachtet, doch ein zu schnelles und großes Glük machten, und also alle

übrige

übrige Gegenstände, so wichtig sie sonst auch seyn mochten, ihrer Aufmerksamkeit unwürdig hielten. Man brachte seine Zeit in Vergnügungen hin, ohne alle Zweige des Handels geltend zu machen und kennen zu lernen. Selbst betroffen durch ihr schnelles Glük, dachten sie nicht einmal daran, unsere Besizungen zu vertheidigen; im lezten Kriege zeigte sichs, daß man sie auf eine schimpfliche Art dem Feinde überließ, damit ein jeder nur seinen Raub rettete. — Daß die Sache sich so verhalte, sagen an der Stelle tausend Zeugen einstimmig aus.

Auf den zweiten Einwurf antworten die Negern so: daß der Engländer ohne Zweifel Goree und deren Dependenzen auf alle nur mögliche Art genuzt hätte, wenn es seine Absicht gewesen wäre. Allein er habe vorausgesehen, daß man Goree zurükgeben würde; er habe also den Franzosen nicht neue Handelswege bahnen wollen, die dem seinigen in der Folge hätten schaden können. Die Engländer seyen zu reich, und hätten daher die zu gewinnenden Vortheile verachtet. Kein Neger wollte mehr anlanden; es mangelte an allem; man hätte weder Ochsen noch Geflügel; Mehl, Wein und Branntewein machten alle Lebensmittel von Goree aus; so bald die Franzosen wieder Besiz

von dieser Insel nahmen, kamen die Negern von allen Seiten herbey, aber doch auch nur schüchtern, weil sie fürchteten, von den Franzosen eben so, wie von den Engländern behandelt zu werden. — Dies sind die Antworten der Bewohner von Afrika auf die beiden vorhergehenden Einwürfe, denen man, nach reifer Ueberlegung, nichts wird entgegensezen können.

Ich habe oben erinnert, daß man aus Fakiu, das nur zwo Meilen von Joal liegt, so viel Salz holen könne, als man brauche, daß es sehr wohlfeil sey, und das Pfund nicht einen Denier koste. Unterdessen bedienen sich die Negern an der afrikanischen Küste dieser Bequemlichkeit nicht, weil sie ihr Salz auf folgende Art selbst machen. Sie gießen Meer- oder Flußwasser in irrdene Töpfe oder Kalebassen, und sezen es an der Sonne hin. Ihre Hize bringt hier eben die Wirkung als in den Salzgruben hervor, und erzeugt eine Kruste auf der Oberfläche des Wassers, die aus sehr weissem und gutem Salze besteht. Drey- oder viermal nimmt man diese Kruste weg, bevor man frisches Wasser ins Gefäß gießt. Auf diese Art machen sie sich selbst ohne viele Mühe und Kosten ihren Vorrath von Salz, den sie brauchen.

Allenthalben findet sich eine unerschöpfliche Menge von Austern. Die Negern öffnen sie, so bald sie gefangen werden, essen das Fleisch und werfen die Schaalen in großen Haufen zusammen, um Kalk daraus zu brennen. Dieser Kalk ist recht gut, troknet leicht, und bindet vortreflich. Das Fleisch der Austern pflegen die Negern auch zu troknen, oder, wie sie zu reden pflegen, zu bukaniren, und treiben damit einen guten Handel im Innern des Landes. Diese Austern sind groß und fett; es fehlt ihnen, um vortreflich zu seyn, weiter nichts, als etwas mehr Salz, weswegen die Franzosen sie auch unschmakhaft finden. Aus ihren Schaalen kann man gewiß so viel Kalk brennen, als man zu allen in diesem Erdtheile zu errichtenden Gebäuden brauchen wird.

Man findet noch in Afrika eine große Zahl von Kalebassenbäumen, die die Negern sehr und nicht ohne Ursache schäzen, weil diese ihnen ihr Geräthe liefern. Es giebt welche, die zwey, drey Fuß im Durchschnitt haben. Die Rinde dieses Baums ist grau, ziemlich eben, wenn er jung ist; aber rauh und knotigt, wenn er alt wird. Sein Holz ist mehr zähe als hart, und er wächst besser aus Sprößlingen, als aus dem Kerne, trägt alsdenn früher Früchte, und läßt sich sehr leicht verpflan-

zen,

zen, er mag jung oder alt seyn. Seine Zweige sind lang, groß an Zahl, und sehr glatt. Die Blätter sind ohngefähr vier bis fünf Zoll lang, und schmal gegen die Enden, womit sie an den Zweigen befestigt sind. Seine Blumen sind bläulicht, wie wilde, halbgeöffnete Rosen. Der Baum selbst hat beständig Blumen und Früchte, die sich ohne Unterlaß folgen. Man durchbort entweder diese Kalebassen, oder man theilt sie in zwo Hälften, die recht gute Gefäße zu allerley Gebrauch abgeben. Die Negern stoßen die Blätter des Baums, vermischen sie mit ihrem Kusku, und glauben, daß er dadurch schmakhafter und verdaulicher wird. Endlich braten sie in einem durchlöcherten Gefäße die Kerne, womit die Kalebassen angefüllt sind, und essen sie mit vielem Vergnügen.

Wenn Palm- oder Kokosbäume umgehauen werden; so schneidet man den Kopf des Baums zween Fuß unter der Stelle ab, wo die Blätter entstehen. Innerhalb der äußern Deken des Baums findet man das Herz des Baums, das heißt, noch nicht entwikelte und ausgebrochene Blätter, die in der Gestalt eines Fächers nahe an einander liegen. Sie sind weiß, zart, von Geschmak, wie die Stühle von Artischoken, und werden

Palmenkohl

Palmenkohl (choux palmistes) genannt. Man kocht sie entweder in frischem Wasser, und ißt sie mit Salz und Pfeffer, wie die jungen Artischoken; oder man läßt sie in gesalzenem Wasser kochen, und ißt sie mit einer weißen Brühe, wie die spanischen Artischoken. Man braucht sie auch an Suppen, denen sie einen guten Geschmak mittheilen.

Viertes Kapitel.

Beobachtungen über die Thiere in Afrika.

Afrika erzeugt die größten und stärksten Kameele, die man kennt. Es giebt welche, die eine Last von zwölfhundert Pfunden tragen, ohne davon beschwert zu werden, oder in ihrem Schritte etwas nachzulassen. Man richtet sie ab, sich auf den Bauch zu legen, wenn man sie beladen will. Ruhig empfangen sie alles, was man ihnen aufbürdet; wenn sie aber merken, daß sie genug haben, so richten sie sich auf, und leiden nicht, daß noch das geringste hinzugefügt werde. Diese Thiere fressen Zweige von Bäumen, Dornen, Disteln und dürre Kräuter, und kosten daher nur wenig zu unterhalten. Acht bis zehn Tage gehen sie fort, ohne zu trinken. Unterweges und auf Reisen giebt man ihnen Gerste zur gewöhnlichen Nahrung;

nung; und wenn sie nicht arbeiten, so suchen sie auf den Feldern, was für ihren Geschmak ist, ohne ihren Herren etwas zu verzehren. Wenn sie Wasser finden, so trinken sie viel auf einmal und zum voraus; sie sind groß und hoch; ihr Hals ist aber im Verhältniß ihres Kopfes zu lang. Sie haben einen Höker auf dem Rüken, und unter dem Bauche einen fleischigten Auswuchs, auf dem sie ruhen, wenn sie sich niederlegen. Ihre Beine sind hoch und stark, und die Füße gespalten, wie die von Ochsen. Sie leben lange, sind gelehrig, dauerhaft und rachgierig; denn sie erkennen diejenigen unter ihren Führern wieder, von denen sie sind gemishandelt worden, und rächen sich an ihnen durch einige Fußschläge. Sie lieben den Gesang und die Musik; und um sie geschwind und lange gehen zu machen, darf man nur singen, oder auf einem Instrument spielen, oder endlich gar nur pfeiffen. Den neugebornen Kameelen beugt man die Füße unter dem Bauche zusammen, und breitet über sie eine Deke aus, auf deren Enden man Steine legt, damit sie sich nicht heben können, und sich auch an diese Lage gewöhnen, die sie in der Folge bey der bloßen Berührung durch eine Ruthe nehmen müssen, um sich desto bequemer beladen zu lassen. Die Milch dieser Thiere macht einen be-

trächt-

trächtlichen Theil der Nahrung der Mohren und Negern in Afrika aus, die auch ihr Fleisch essen, von welchem sie sagen, daß es saftig und schmakhaft sey.

Es giebt drey Arten von Kameelen. Die erste ist diejenige, die ich jezo beschrieben habe; die zweite, die man Bechet nennt, findet sich nur in Asien; diese haben zween Höker in der Gestalt eines Sattels auf dem Rüken. Sie sind kleiner, schwächer, und weniger brauchbar, als die ersten. Die dritte Art ist die der Dromedarien, die noch kleiner und schwächer, als die lezten sind, und die man daher auch blos zum Reuten braucht. Sie laufen dagegen auch unglaublich geschwind, und sind so unermüdlich, daß sie acht Tage hintereinander, jeden Tag vierzig Meilen, fast ohne zu fressen und zu saufen, zurüklegen können. Dieser Thiere bedient man sich schon seit undenklichen Zeiten zum Geschwindreisen. Die Weisen, die unsern Heiland anbeteten, brauchten sie. Sie sind unstreitig das beste Fuhrwerk, wenn man Sachen von Wichtigkeit geschwind ausrichten will; nur muß man kein schwaches Haupt haben, um die heftigen Bewegungen aushalten zu können, die dieses fast fliegende Thier seinem Reuter mittheilt.

Der Salmiak ist weiter nichts, als der Urin dieser Thiere, der durch die Sonne getroknet, und in eine weisse christallisirte Maße verwandelt wird, deren oberste Seite ein Haufen von feinen Nadeln zu seyn scheint, dergleichen man in dem gereinigten Salpeter entdekt, deren unterste Seite aber hohl, und mit einigen Sandkörnern vermischt ist. Man könnte von diesem Salze eine große Menge aus Afrika ziehen, womit man gewiß einen ansehnlichen Gewinn machen würde, weil man doch gar keinen wirklichen ächten Salmiak mehr kennt, sondern sich mit einem künstlichen Salze behilft, das in Venedig und Holland gemacht wird.

Schaafe sind unter den Mohren sehr gemein; sie haben ihrer zwo Arten. Die von der erstern sind wie die Europäischen, mit Wolle bekleidet, haben aber so fette und schwere Schwänze, daß diese sonst starken Thiere doch Mühe haben, sie fortzubringen. Die von der zweiten Art sind stärker, als die erstern, haben Haare, wie die Ziegen, und sind von vortrefflichem Geschmak. Man verkauft sie nie höher, als das Stük zu zwanzig Sols.

Die Strausse sind sehr gemein in Afrika; am häufigsten finden sie sich in den Wüsten, die gegen Osten vom weissen Vorgebirge, von den Meerbusen Arguin und Portendik, und längst dem Flusse St.

Johann

Johann liegen. Die größten sind zwischen sechs und acht Fuß hoch, wenn man sie von den Füßen bis an den Kopf mißt, und die ganze Länge ihres Leibes mitrechnet. Die Maße ihres Körpers entspricht aber dieser Länge bey weitem nicht. Ungeachtet dieser groß und fest, und ihr Rüken breit und platt ist; so hat er doch gegen ihre Höhe gar kein Verhältniß, und sie scheinen daher auch weiter nichts, als Hals und Beine zu seyn. Ihr Kopf ist klein, und sehr arm an Gehirn; die Augen sind denen des Menschen ähnlich, der Schnabel ist kurz und scharf, ihr langer Hals ist mit kleinen Federn überdekt, und ihre Flügel sind zu klein, als daß sie damit fliegen könnten, allein sie sind mehr als hinreichend, sie mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit laufen zu machen, besonders wenn der Wind hinter ihnen herbläst. Alsdenn spreiten sie sie aus, um ihn aufzufangen; wenn er ihnen aber entgegen ist, so müssen sie sich allein auf ihre Beine verlassen. Die Federn des Straußes sind weich, sanft, wolligt, und sehr dicht. Die der Männchen haben eine viel schönere weißere Farbe, als die der Weibchen, die grau, braun, und ins schwärzliche fallend sind. Dieses Thier vermehrt sich stark, weil es alle Jahre mehrmalen und jedesmal funfzehn bis sechszehn Eier legt. Es überläßt der

Sonne

Sonne die Mühe, diese Eier auf dem Sande auszubrüten, wohin es sie gelegt hat. Diese Eier sind groß und gut zu essen. Die Schaale ist weiß, glatt, ziemlich hart und dik. Zu dieser Stärke und Festigkeit trägt selbst ihre Figur das ihrige bey. Man macht Gefäße daraus, um damit die Zimmer neugieriger Personen auszuschmüken, und sie sind die Hauptzierrathen der türkischen und persianischen Moskeen, in welchen sie zwischen den Lampen mehr aus Aberglauben, als weil sie Seltenheiten wären, aufgehängt sind. Die Araber machen beständig Jagd auf diese Vögel, sowol der Federn wegen, womit sie einen großen Handel treiben, als wegen ihres Fleisches, das ihnen ein köstliches Gericht zu seyn scheint. Der Strauß ist sehr gefräßig; alles ist ihm gut; und er verschlukt Gras, Korn, Knochen, Metalle und Steine ohne Unterschied.

Der Löwe hat keinen gewöhnlichern und seiner Natur mehr anpassenden Aufenthalt als Afrika, das sein Vaterland zu seyn scheint, weil man ihn allenthalben, auf den Bergen sowol als in den Thälern und Wäldern, in Einöden, wie in bewohnten Gegenden, an den Ufern der Ströme, wie am Gestade des Meers antrifft. Man findet freilich Löwen in mehrern Theilen von Asien und Amerika; allein alle, die außer Afrika geboren

werden,

werden, scheinen ausgeartet zu seyn, weil sie weder so groß und stark, noch auch so wild, als die Afrikanischen sind. Das dürre und brennende Afrika erzeugt diese Thiere so, wie man sie sieht, das ist, als die stärksten und wildesten der ganzen Erde.

Die Gestalt des Löwen ist zu bekannt, als daß sie brauchte, beschrieben zu werden. Ich will daher dem Leser nicht mit Wiederholungen, oder einer ihm nichts neues sagenden Schilderung beschwerlich fallen.

Die gewöhnliche Methode, sie zu fangen, ist diese: man gräbt tiefe und enge Gruben, überdekt sie leicht mit Stroh und Zweigen von Bäumen, legt einige Stüke Fleisch darauf, um den Löwen anzuloken, der auch nicht säumt, so bald er den Geruch davon wahrnimmt. Wenn er in die Grube gefallen ist; so tödtet man ihn mit Pfeilen und Sagayen. Die Mohren essen sein Fleisch, und versichern, daß es sehr gut sey. Die Negern hüten sich aber, ihn zu tödten, oder zu beschädigen, aus der Ursache, die ich oben angegeben habe.

Die Haut des Tigers ist viel schöner, als die des Löwen; sie ist mit verschiedenen Farben auf mancherley Art gezeichnet. Sein Haar ist nicht lang, aber dicht, glänzend und ziemlich sanft. Haut

und

und Haar ist auch alles, was man von diesem grausamen Thiere brauchen kann, das unbezähmbar bleibt, man mag es fangen, wenn man will, und sich so viele Mühe geben, als man will, um es zahm zu machen. In Ansehung der Gestalt hat der Tiger sehr viel ähnliches mit der Kaze; und seine Größe ist nicht viel von der Größe eines gewöhnlichen Wolfes in Frankreich verschieden. Sein Kopf gleicht dem Kopfe einer Kaze; die Augen sind gelb und brennend, sein Blik ist fest und boshaft, die Zähne stark und schneidend, die Zunge so scharf als eine Feile, und sein Leib lang und behende. Er klettert und springt sehr gut; sein Schwanz ist mit kurzen Haaren bedekt, und seine Pfoten sind mit krummen, spizigen und schneidenden Klauen bewaffnet. Er macht Jagd auf alle Thiere, selbst solche, die viel stärker sind, als er; seine Wuth, List und Behendigkeit ersezen das, was ihm an Stärke abgeht; und nur selten verläßt er seinen Raub, ohne sich desselben ganz bemeistert zu haben.

Die Elephanten sind unstreitig die größten Thiere, die man auf der Erde findet. Wenn aber die Natur bey ihrer Bildung die Materie nicht gespart hat; so ist sie dagegen mit der Form desto haushälterischer umgegangen. Es scheint nämlich, als wenn sie blos einen kolossalischen unförmlichen

Haufen

Haufen von Knochen und Fleisch habe hervorbringen wollen, ohne allen Theilen das schöne Ebenmaaß zu geben, was sie an ihren übrigen Werken verschwendet hat. Diese Thiere sind so bekannt, daß ich der Mühe überhoben seyn kann, eine Beschreibung davon zu geben. Ich bemerke nur dieses, daß ihre Zähne gewöhnlich die Ursache ihres Todes werden. Weil diese nämlich von den Europäern so sehr gesucht werden; so sezen sich die Negern den größten Gefahren aus, um die Elephanten zu tödten, und ihre Zähne gegen Branntewein und andere europäischen Waaren umsezen zu können.

Ungeachtet Afrika voll von diesen Thieren ist; so ist ihre Jagd doch sehr gefährlich, weil sie, so bald sie sich verwundet fühlen, in Wuth gerathen, auf denjenigen, der sie verwundete, zulaufen, und alles, was ihnen im Wege steht, umrennen. Erreichen sie alsdenn ihren Feind, so ist es um ihn geschehen, sie ergreifen ihn mit dem Rüssel, werfen ihn in die Luft, fangen ihn auf ihren Zähnen, zertreten ihn mit den Füßen, und es scheint, als wenn sie ihn in die Erde hineinstampfen wollten. Diese gefährliche Jagd unternehmen daher die Negern niemals, wenn ihrer nicht wenigstens fünf und zwanzig bis dreißig beisammen sind, damit sie das Thier durch ihre vereinigten Angriffe zu Bo-

den

den werfen, und umbringen können. Die Erlegung eines Elephanten ist aber allemal ein wichtiger Fang für sie, weil sie außer den Zähnen noch das Fleisch nuzen, das sie mit vielem Vergnügen essen. Die afrikanischen Elephanten haben gewöhnlich eine beträchtliche Größe; sie sind gemeiniglich acht bis zehn Fuß lang, zehn bis zwölf Fuß hoch, und ihre Dike trägt noch mehr aus.

Die Negern brauchen jezo noch ein anderes Mittel, die Elephanten zu fangen. Sie graben tiefe Gruben, bedeken diese mit Zweigen von Bäumen, und streuen eine dünne Schicht Erde darüber. Sie bereiten alsdenn den Weg, der zu dieser Grube führt, werfen Reis, Hirse oder andere Früchte darauf aus, und machen die Seiten desselben durch abgehauene und verflochtene Bäume unwegsam, um den Elephanten zu nöthigen, den nach der Grube leitenden Gang zu nehmen. So bald er hineingefallen ist, wird er sogleich mit Jägern umringt, die ihn mit Pfeilen, oder Sagayen, oder auch mit Feuergewehr tödten.

Die Bildung des Elephanten, und die Größe seines Körpers müßten ihn, scheint es, am Geschwindgehen, noch mehr aber am Laufen hindern; allein er kann sowol das eine, als das andere. Schon mit seinem gewöhnlichen Schritt kommt

er eben so weit, als ein Mensch, wenn er noch so stark läuft, und man kann also leicht denken, daß er es diesem sehr weit zuvor thut, wenn er einmal zu laufen anfängt. Einige glauben, daß er zwischen den Beinen und Lenden gar keine Gelenke habe, daß er sich also nicht niederlegen, oder wenn er einmal liege, nicht wieder aufrichten könne: allein dies ist ein grober Irrthum; der Elephant legt sich, wenn er müde ist, wie andere Thiere nieder, hebt sich wie andere Thiere auf, und hat auch Gelenke wie sie. Er hat viele und gefährliche Feinde; diese sind: die Negern, die Tiger, Löwen und Schlangen. Der fürchterlichste unter allen ist der Tiger; weil dieser ihn mit einer unglaublichen Geschwindigkeit und Geschmeidigkeit von allen Seiten angreift, und bald seiner Meister wird, wenn er ihn einmal beim Rüssel gefaßt hat.

Der afrikanische Wolf ist viel größer und stärker, als der in Europa; er hat ein silberfarbenes, fast weißes Haar. Es findet sich ihrer eine ungeheure Menge, weil die Negern keine tödten, aus Furcht, daß die übrigen des Erschlagenen Tod an ihnen rächen möchten.

Es giebt Schlangen von einer furchtbaren Größe, solche, die fünf und zwanzig bis dreißig Fuß lang, und verhältnißmäßig dik sind. Diese

Schlangen

Schlangen stellen allen wilden Thieren nach, und tödten sie oft mit ihrem Gifte. Außer diesen finden sich noch kleinere von allerley Art. Die Negern fürchten und verabscheuen sie, ohne ihnen den geringsten Schaden zuzufügen, weil sie glauben, daß sie sonst den Mörder oder einen von seinem Geschlechte dafür strafen würden. Es giebt ihrer von allen Farben, unter denen die kleinsten die gefährlichsten sind, weil ihr Biß gar nicht anders geheilet werden kann, als wenn man die Wunde entweder mit einem glühenden Eisen, oder mit angezündetem Pulver ausbrennt, damit das Gift sich nicht der übrigen Maße des Bluts mittheile; denn in diesem Falle ist gar keine Rettung zu hoffen. Unter allen Schlangenbissen aber, die ich gesehen habe, ist keiner von schlimmen Folgen gewesen, weil man jedesmal die Stelle, wo man war verwundet worden, ausbrannte.

Affen sind so häufig in Afrika, daß man oft die Bäume damit beladen sieht. Diese Thiere sind die Hauptfeinde der Negern, deren Reis und Hirse sie verzehren, und noch mehr verderben, als sie selbst davon genieſſen. Sie deken die Negerhütten ab, wenn sie merken, daß niemand darinnen ist, zerschlagen alles, was sie finden, und schleppen weg, was ihnen ansteht. Die Weibgen

tragen

tragen ihre Jungen eben so auf den Rüken angeklammert, als die Negerinnen ihre Kinder.

Alle Flüsse in Afrika und selbst die Ufer des Meers wimmeln von Wasserpferden. Diese Thiere finden sich zwar im Nil, im Niger und Gambia; ihre Zahl ist aber nichts gegen die ungeheure Menge, die man in allen Flüssen vom Kassamance an bis an den Sierra Liona wahrnimmt. Diese Ströme scheinen der rechte Aufenthalt der Wasserpferde zu seyn, die man außer Afrika in keinem andern Theile der Erde antrifft. Sie leben auf der Erde, wie im Wasser; und sind, wenn sie ihre völlige Größe erreicht haben, um ein Drittheil größer und stärker, als die größten Ochsen in Frankreich. Sie gleichen dem Ochsen in vielen, dem Pferde nur in einigen Stüken. Ihr Schwanz ist, wie der eines Schweins, und das Haar kurz, dik und braun, sieht aber silberfarbig aus, wenn sie unter dem Wasser sind. Der Kopf dieses Thiers ist breit und dik, und scheint im Verhältnisse gegen den übrigen Körper nur kurz zu seyn. Außer den Schneide- und Bakenzähnen hat es noch vier große Hauzähne, wie die Eber, die aber viel weisser und härter sind, als Elfenbein. Wenn daher dies Thier in Wuth geräth, und seine Zähne gegen einander schlägt; so fliegen Funken heraus,

und dieser Umstand hat unter den Alten zu dem Mährgen Anlaß gegeben, daß es Feuer speie. Bekannt ist es, daß, wenn man mit einem Stahle an seine Zähne schlägt, eben sowol Feuer hervorsprüht, als wenn sie Feuersteine wären. Es spizt und schüttelt seine Ohren, wie die gewöhnlichen Pferde, wiehert, wie dieses, hat aber keinen Huf an den Füßen. Seine Füße und Zähne sind seine einzigen Waffen. Sein diker Hals hat keine Mähnen, als wenn es sehr alt wird. Es ist sehr stark, und man findet welche, die zwölf bis funfzehnhundert Pfund wiegen.

Die Negern und in Afrika geborne Portugiesen vom Niger bis an den Nil finden das Fleisch des Wasserpferdes vortreflich. Seine Haut braucht man zu eben den Zweken, zu welchen die des Ochsen genuzt wird, und sie ist noch besser als diese, wenn sie gut zubereitet wird. Die Hauzähne werden von solchen Personen sehr gesucht, die sich damit abgeben, alte Zähne auszureissen, und neue an deren Stelle wieder einzusezen, weil sie nicht gelb werden, wie Elfenbein, viel härter, und also auch brauchbarer sind.

Die Negern in Angola, Kongo, de la Mina, und an den östlichen Küsten von Afrika sehen das Wasserpferd als eine Gottheit an, die sie Fetiso

nennen. Sie essen es unterdessen, und machen sich eben so wenig ein Gewissen daraus, als die Aegyptier, die vormals Zwiebeln und Zipolen verzehrten, ungeachtet sie sie als Götter anbeteten. Sie bedienen sich der Haut des Wasserpferdes, um Schilder daraus zu verfertigen; alsdenn muß sie aber recht troken und gespannt seyn. Pfeile und Sagayen machen auf solchen Schildern nur Rize, und man versichert, daß Kugeln nicht tiefer eindringen.

Der Büffel ist eine Art von wilden Ochsen, der sich in allen heissen Ländern findet. Man nuzt ihn, wie den zahmen Ochsen, er ist aber gewöhnlich viel größer, als dieser. Sein Kopf ist, mit dem übrigen Körper verglichen, nur klein, mager und gegen die Erde gesenkt. Seine Hörner sind lang, schwarz, krumm und nach dem Halse zu gebogen. Er ist also von dieser Seite nicht gefährlich, aber desto mehr von andern. Er ist wild und boshaft, läuft sehr schnell, und wenn er einen Menschen erreicht hat; so schlägt er ihn zu Boden, wirft sich mit seinen Knieen auf ihn, und preßt ihn so lange, bis er ihn erdrükt hat.

Der Pfau ist in Afrika sehr häufig, und ist ohngefähr so groß, als ein welscher Hahn. Die Federn am Bauche und auf dem Rüken haben eine

dunkle

dunkle violette Farbe, sind gewässert und stets veränderlich, und scheinen also nach den verschiedenen Brechungen des Lichts bald von einer glänzend schwarzen, bald von einer hellen violetten Farbe, und wie übergüldet zu seyn. Seine Flügel haben eine noch größere Mannigfaltigkeit, als der übrige Körper; in Ansehung des Schwanzes gleicht er den europäischen Pfauen; seine Beine sind so hoch, als die des Storches, seine Füße breit, sein Schnabel lang, und die Augen sehr lebhaft. Auf dem Kopfe hat er zween Büsche, die aus so feinen Federn bestehen, daß man sie für langes feines und seidenes Haar halten sollte. Der vorderste ist schwarz, glänzend, und sich stets verändernd; der andere hat die Farbe der Morgenröthe. Man findet an der Küste von Guinea eine Art dieser Vögel, die sich von der beschriebenen darinn unterscheidet, daß sie viel boshafter ist, als diese, und einen langsamern Gang hat. Der guineische Pfau mishandelt alles übrige Geflügel, was man zugleich mit ihm unterhält. Sein Fleisch ist sehr nahrhaft und wohlschmekend.

Ungeachtet Afrika das Land der Ungeheuer ist; so hat es doch noch keine Pelikane von so außerordentlicher Größe hervorgebracht, als es einigen Schriftstellern gefallen hat, diesem Erdtheile auf

Unkosten

Unkosten der Wahrheit zu geben. Dieser Vogel nähert sich in Ansehung seiner Größe, seines Wuchses, seiner Füße, des Ganges und der Schwere den großen europäischen Gänsen. Der Kopf ist an den Seiten eingedrükt, und so groß, als er seyn muß, um einen Schnabel zu tragen, der zwey Zoll breit, ohngefähr einen Fuß lang ist, und dessen oberster Theil ganz aus Knochen, und einem einzigen Stüke besteht. Der untere Theil ist aus zween Knochen zusammengesezt, die sich an der Wurzel des Schnabels durch einen starken Knorpel vereinigen, zween Kinnläden ausmachen, und in die oberste einpassen, wo der Mittelpunkt ihrer Bewegung ist. Diese Kinnladen sind mit kleinen spizigen und schneidenden Zähnen in der Gestalt von Sägen besezt. Der leere Raum, den die beiden Theile der untern Kinnlade zwischen sich lassen, dient dazu, die Mündung eines Saks zu halten, der am Halse herunter bis auf die Brust des Thiers geht. Dieser Beutel ist zwar am Halse fest, aber doch durch Bänder abgesondert, damit er nicht hin und her geworfen werde. Er ist nur mit kleinen kurzen Haaren bedeket, die fein und weich, wie Seide, sind, eine schöne Perlenfarbe haben, und durch Flekgen von verschiedenen Farben noch verschönert werden. Wenn der Beutel leer

ist;

ist; so ist er kaum sichtbar: wenn aber dieser Vogel, der allein von Fischen lebt, einen reichen Fang hat, so muß man darüber erstaunen, was für eine Menge er darinn aufbewahren kann. Dies ist auch die Ursache, warum man ihn Großkehl nennt; ich selbst habe mehrere Pelikane geschossen.

Auch die Adler, die ewigen Feinde der Schlangen, sind sehr häufig in Afrika. Man versichert, daß diese Vögel in Afrika größer, als in irgend einem andern Theile der Erde sind. Sie werden hier auch weniger beunruhiget, weil die Negern nicht so geschikte Schüzen sind, daß sie sie im Fluge treffen könnten. Diese Vögel fürchten daher die Pfeile der Negern eben so wenig, als die Bisse der Schlangen, deren sie eine große Menge verzehren. Ihre Federn sind so hart, und schmiegen sich so fest an den Hals an, daß die Zähne und das Gift der Schlangen nicht hindurchdringen können. Man sieht es daher auch, daß die Adler sie ergreifen, ohne sich um den Rachen zu bekümmern, und daß sie sie in Stüken zerreissen, um sie ihren Jungen zu geben. Die Adler auf dem grünen Vorgebirge und in der Nachbarschaft von Goree sind mit den Europäischen von einerley Art.

Die Ufer des Meers sind stets mit Falken, und großen Haufen andrer Vögel bedekt, die alle den

Fischen

Fischen nachstellen. Die Wälder und Gefilde sind von einer noch größern Menge verschiedener Vögel voll, die so schöne und seltene Federn haben, daß man sie in ganzen Bänden kaum beschreiben könnte. Eben deswegen begnüge ich mich damit, nur einige der seltensten anzuführen.

Es giebt in Afrika Vögel mit vier Flügeln, die die Größe eines indischen Hahns, schwarzes Gefieder, einen großen und krummen Schnabel, und mit starken Klauen bewaffnete Füße haben. Ihre Flügel sind stark, groß, und wohl mit Federn versehen. Die der Arme haben keinen Bart; sie sind aber mit andern Federn bedekt, die wenigstens fünf bis sechs Zoll länger, und deren Kiele mit langen und diken Bärten versehen sind. Wenn diese also ausgedehnt sind; so scheint es, als wenn sich wirklich zween Flügel an jeder Seite fänden, wovon die einen länger als die andern wären. Dieser Umstand ist Ursache, daß die Franzosen ihn den Vogel mit vier Flügeln genannt haben. Man glaubt es auch in der That, daß er vier Flügel habe, bis man ihn genauer untersucht und nur zween gefunden hat.

Der sogenannte Erstiker ist eine Afterart von Adler, von der Größe eines Hahns, der übrigens braun ist, aber am Schwanze und an den Flügeln

einige

einige schwarze Federn hat. Sein Flug ist stark; seine Klauen groß, der Schnabel krumm, der Blik fest, und sein Schrey durchdringend. Er macht Jagd auf Razen, Schlangen und kleinere Vögel.

Die Perlhüner sind sehr gemein; die Wälder sind damit angefüllt. Sie werden leicht zahm, gehen unter den übrigen Hünern, und entfliehen nicht, sondern kehren zu ihren Häusgen zurük. Ich selbst habe einen Auerhahn zu Albreda am Gambia geschossen, der von einer in Europa unerhörten, und fast unglaublichen Größe war. Ich ließ ihn wägen, da er schon ausgenommen war; und man fand ihn fünf und dreißig Pfund schwer. Wenn der europäische Auerhahn ein köstliches ausgesuchtes Gericht ist; so giebt ihm der in Afrika gewiß nichts nach. Er ist sehr zart, und übertrifft den europäischen durch einen feinen Wildgeschmak. Er hat einen kleinen Kopf, goldgelbe Augen, Schnabel und Füße, wie der europäische, Federn, deren Farben aus weiß, roth und schwarz gemischt sind, einen himmelblauen Hals und einen durchaus schwarzen Schwanz. Wilde Gänse, Enten, Rebhüner, Bekkassinen, Wachteln, Holz- und Turteltauben, und eine unendliche Menge andrer Vögel finden sich in Afrika im größten Ueberfluß.

Von

Von Papageyen wimmelt es allenthalben; man sieht oft Tausende dieser Vögel beisammen. Der Papagey ist aber von kleiner Art, und nur so groß, als eine Wachtel. Er ist gelb an der Brust und unterm Leibe; der übrige Theil des Körpers ist grün; und er fängt erst an zu reden, wenn er anderthalb Jahre alt ist. Das Weibchen ist eben so groß, als das Männchen, und über und über mit den schönsten grünen Federn bekleidet. Ihr Schwanz ist zehn bis zwölf Zolle lang: und wenn sie zwey Jahre alt ist; so erhält sie einen schwarzen Hals. Sie lernt leicht sprechen. Papageyen von beiderley Geschlecht sind so gemein, daß die Negern für ein halbes Maas Branntewein zwey bis drey Männchen sowol als Weibchen geben.

Der Krokodil, den die Negern Kayman nennen, kann zum Geschlechte der Eidexen gerechnet, und für die größte Art derselben gehalten werden. Er wird aus einem Ey gebildet, das nicht größer, als ein Gänseey ist; er wächst aber bis zu einer furchtbaren Größe auf. Dies Thier lebt auf der Erde, wie unterm Wasser. Es ist mit einer diken harten und schuppigten Haut überdekt, auf welcher sich Erhöhungen finden, die man Nägel nennt, die aber nicht so regelmäßig geordnet sind, als die Mahler sie vorstellen. Einige Theile seines Kör-

pers

pers sind hart genug, einer Kugel zu widerstehen, sein Kopf z. B., sein Rüken und sein Schwanz; aber alles übrige ist dem Eisen durchdringlich. Er hat einen spizen und platten Kopf, kleine, runde und dunkle Augen, und sein Rachen ist bis an beide Ohren getheilt. Nach seinem Alter hat er zwo, drey, auch vier Reihen von Zähnen von alleiley Gestalt, die alle sehr stark, spizig und schneidend sind. Seine Beine sind kurz, und mit krummen, langen, spizigen, und sehr starken Klauen bewaffnet, mit denen er seine Beute zerreißt. Ungeachtet sein Körper schwerfällig ist; so läuft er doch sehr geschwind, besonders auf ebener Erde. Wenn er sich aber drehen muß; so steht ihm die Unbiegsamkeit seines Rükens im Wege. Weil er weiß, daß das Laufen ihm nicht vortheilhaft ist; so nimmt er seine Zuflucht zur List. Er schwimmt mit dem Strome (courant) der Flüsse, in der Gestalt eines Flößholzes, oder er legt sich auch an solchen Oertern in Hinterhalt, wo Menschen und Thiere häufig vorübergehen; und wenn sich ihm alsdenn etwas in der gehörigen Entfernung nähert; so wirft er sich darüber her, und verzehrt es.

In ganz Afrika schleicht er stets an den Ufern der Flüsse, um die Thiere, die ihren Durst löschen wollen, zu überraschen. Seine Gefräßigkeit ist

aber oft die Ursache seines Untergangs. Er verschlukt alles mit der grösten Gierigkeit, was man ihm hinwirft; und wenn dieses also ein derber Angel mit einer festen Kette ist, so wird er gefangen. Er ist sehr stark, und hat ein so hartes Leben, daß, wenn er auch schon geschunden, er doch immer noch furchtbar bleibt, wie die Negern oft in traurigen Beispielen erfahren haben. Sein Fleisch und seine Eier haben einen sehr starken Biesamgeruch. Einige unter diesen Thieren sind so dreist, daß sie sich in Kanoes werfen, um Menschen herauszuholen. Glüklicherweise aber vereinigen sich verschiedene Ursachen, ihre gar zu große Vermehrung zu hindern. Die Negern, zum Beispiel, suchen ihre Eier nach dem Geruch auf, den sie verbreiten, und zertreten sie, aus Furcht, daß sie ausgebrütet werden, und Ungeheuer hervorbringen möchten, deren Raub sie selbst in der Folge werden könnten. Auch die Affen, es sey nun aus Instinkt oder Bosheit, suchen sie wie die Negern auf und zerbrechen sie, ohne welche Feinde die Ufer der Flüsse durch diese gefährlichen Thiere in Einöden würden verwandelt werden. Sie sollen, sagt man, nie aufhören zu wachsen; man findet einige, die dreißig Fuß lang und verhältnißmäßig dik sind.

Dieses so fürchterliche Thier sezt unterdessen die Negern nicht immer in Schreken. Wenn sie es an einem Orte antreffen, wo es sich nicht, ohne zu schwimmen, halten kann; so gehen sie dreist darauf los, den diken Arm in eine Ochsenhaut gewikelt, und ein Bajonet in der rechten Hand. Den mit Leder umwikelten Arm stoßen sie ihm in den Rachen, und halten ihn also aufgesperrt. Weil das Thier keine Zunge hat; so läuft das Wasser wie in eine Tonne hinein, und es ertrinkt. Um seinen Tod zu beschleunigen, geben sie ihm mit dem Bajonet Stiche in den Hals, stoßen ihm die Augen aus, und richten also das mit List und Geschiklichkeit aus, was sie durch offenbare Gewalt nicht ausführen könnten.

Der Hayfisch ist ein sehr gefräßiges Ungeheuer, und einer der gefährlichsten Bewohner des Meers. Man findet dergleichen, die fünf und zwanzig Fuß lang sind, und vier Fuß im Durchschnitt haben. Dieser Fisch ist mit einer sehr starken und rauhen, wiewohl nicht sehr diken, Haut überzogen. Seine Zunge ist lang, und sein großer Rachen ist unten und oben wenigstens mit drey oder vier Reihen von Zähnen besezt, wovon einige dreiekigt, andere eingedrükt, noch andere spizig sind. Sie sind alle sehr hart und schneidend, und sie passen so genau

in

in einander, daß ihnen nichts widerstehen kann. Glüklicherweise ist dieser mörderische Rachen ohngefähr einen Fuß von der Spize seiner Schnauze entfernt, und der Räuber ist also gezwungen, seine Beute vor sich herzustoßen, anstatt sie sogleich zu beissen. Er muß sich nothwendig ein wenig auf die Seite legen, um sich ihrer zu bemächtigen; in dieser Lage läßt er seine Kinnladen vortrefflich spielen, und in einem Augenblike verschlukt er einen Menschen, er mag so stark seyn, als er will. Er hat zwo große Floßfedern an der Seite, eine kleine auf dem Rüken in der Entfernung des dritten Theils seiner Länge vom Kopfe, und zwo von mittlerer Größe unterm Bauche. Man findet ihn auf der hohen See, an den Ufern und in den Flüssen; und wenn er eine Beute verfolgt, so thut er es mit einer solchen Heftigkeit, daß er selbst oft darüber strandet. Er ist gefräßig, kühn und gefährlich, und würde Meer und Flüße entvölkern, wenn es ihm nicht so viele Schwierigkeiten kostete, das, was er verfolgt, anzubeissen. Diesen Augenblik, wenn er sie ergreifen will, nuzen die Negern, ihn zu durchboren. Ich habe ihn aber selbst zu Goree einen Neger in einem Augenblik verschlingen gesehen. Wenn man ihn fangen will; so wirft man ihm ein großes Stük Fleisch an einem starken

Angel

Angel hin, der an einer Kette befestigt ist. Ist er nicht sehr hungrig; so nähert er sich der Lokspeise, untersucht sie, schwimmt um sie herum, und scheint sie zu vernachläßigen. Dann und wann stellt er sich, als wenn er sie verschlingen wollte, läßt aber auf einmal wieder ab. So bald man Bewegungen macht, als wenn man sie ganz zurükziehen wolle; so wird seine Gefräßigkeit erwekt: dann ergreift er das Fleisch gierig, und verschlukt es. So bald er sich gefangen fühlt; macht er fürchterliche Bewegungen, um sich wieder loszureissen. Man zieht ihn aber aufs Schiff und tödtet ihn. Sein Fleisch ist lederhaft, mager, knorpelicht, und von schlechtem Geschmak.

Man findet noch an den Küsten von Afrika einen Fisch, den man die Seekuh (Lamentin) nennt, der sechszehn bis achtzehn Fuß lang ist, und vier bis fünf Fuß im Durchschnitt hat. Dieser Fisch ist vom Kopf bis an die Mitte des Leibes ganz rund; tiefer herab wird er allmälig platter; er hat einen großen Kopf, einen weiten Rachen, kleine und schielende Augen, große Lefzen und einzelne lange Haare. Mahler und Kupferstecher haben ihn vorgestellt, als wenn er Arme und Hände hätte; sie würden der Natur treuer geblieben seyn, wenn sie ihm zwo starke Floßfedern gegeben

hätten,

hätten, deren die Weibchen sich auch dazu bedienen, ihre Jungen mitzuschleppen, und sie an ihre Brüste zu drüken. Man hat sich ferner ohne Grund eingebildet, daß dieser Fisch aus dem Wasser hervorkäme, um an den Ufern der Flüsse Gräser und Kräuter zu fressen. Man darf nur die ungeheure Schwere seines Körpers, der bisweilen zwölfhundert Pfund wiegt, mit der Schwäche seiner vorgeblichen Hände zusammenhalten, und man wird bald gestehen müssen, daß ihm eine solche Bewegung unmöglich sey. Man sieht es häufig, daß, wenn er sich in kleine Ströme hineingewagt hat, er nach dem Ablaufe des Wassers strandet, und liegen bleibt, weil er nicht Wasser genug hat, um der See wieder zuschwimmen zu können.

Dieser Fisch lebt vom Grase, das er auf dem Boden des Meers, oder der Ströme findet. Er liebt das süße Wasser, und man trifft ihn also auch häufig in den Flüssen nicht weit von der See an. Er schläft nicht selten, die Schnauze aus dem Wasser herausgestrekt. So bald die Negern dieses sehen; so harpuniren sie ihn, worinn sie sehr geschikt sind. Das Fleisch dieses Fisches ist sehr wohlschmekend, und man könnte ihn deswegen das Fluß- oder Seekalb nennen. Diejenigen, die ihn für den Thunfisch halten, irren sich; denn er ist

sind viel

viel besser, als dieser. Längst dem Leibe herunter findet man eine Lage von Spek, die vier bis fünf Zoll dik ist. Dies Spek ist eben so gut und fest, als das vom Schweine. Es dient, wie sein Schmeer, wenn es geschmolzen wird, statt einer guten Butter, die nicht leicht verdirbt. Seine Haut ist so dik, daß sie gegerbt werden kann. Wenn man sich diese Mühe nicht geben will; so kann man Riemen und Sohlen daraus machen. Dieser Fisch würde sich gewiß stärker vermehren, als geschieht, wenn er nicht so sehr verfolgt würde. Allein der Niger und die übrigen Flüsse nähren eine Menge von Raubthieren, die beständig Jagd auf ihn machen, und gegen die er sich nur allein durch seinen Schwanz und eine plözliche Flucht vertheidigen kann.

In allen Strömen findet sich eine unglaubliche Menge von Krebsen und Karpfen. Beide unterscheiden sich von den Europäischen bloß darinn, daß sie größer und wohlschmekender sind. In den kleinen Armen der Ströme hält sich eine beträchtliche Menge von Aalen auf. Wenn die Gewässer so sehr gestiegen sind, daß man keinen fernern Anwachs vermuthet; so verzäunen die Negern die Mündungen der Marigots oder kleinen Ströme mit Hürden, die durch Pfähle gehalten werden. So

bald

bald die Wasser wieder ablaufen; findet man allerley Arten von Fischen, vorzüglich aber Krebse, Aale und fette Karpfen; und es entwischt von allen kein einziger, wenn nicht ein großer Fisch mit hinaufgestiegen ist, der alsdenn den Zaun durchbricht, und als ein Erretter der übrigen ihnen einen freien Ausgang verschafft. Man fängt aber außer diesen Fischarten noch so viel andere, daß man ein ganzes Buch damit anfüllen müßte, wenn man sie alle nennen und beschreiben wollte.

Fünftes Kapitel.

Von den wohlriechenden und Gewürzbäumen; von den Bauhölzern; endlich von den verschiedenen nüzlichen Pflanzen, die in Afrika wachsen.

In dem Königreiche des Damel, wie auch in den übrigen Theilen des Departements von Goree, und längst den Küsten von Afrika hinunter, findet man viele Bäume und Gesträuche, deren Blätter denen des Birnbaums sehr ähnlich sind, die ferner einen gewürzhaften Geschmak haben, und wie Myrthen riechen. Alle Arten von Thieren fressen sie; und ihr Fleisch erhält dadurch einen vortreflichen Geschmak.

Man hat fast beständig geglaubt, daß aller Weihrauch aus dem glüklichen Arabien, besonders vom

Berge Liban käme, weil man nicht wußte, daß Afrika eben die Bäume, die ihn erzeugen, gleichfalls trage, und an mehrern Orten, besonders im Lande der Mohren, damit angefüllt sey. Der Baum oder das Gesträuch, von welchem der Weihrauch kömmt, ist dem Mastixbaume sehr ähnlich. Seine zahlreichen Zweige sind zart und biegsam, und mit einer dünnen sich anschmiegenden Rinde von grauer Farbe überzogen; seine Blätter sind lang, schmaal, stets grünend und gepaart, und bilden Reiser, die sich in ein einziges Blatt endigen. Ihr Stiel ist roth und ziemlich stark, sie sind zart und fleischicht, und wenn man sie in der Hand zerreibt, so geben sie eine ölichte Feuchtigkeit von einem starken und gewürzhaften Geschmak. Man findet diese Bäumchen in Menge an der Seite von Arguin, und an den Küsten von Afrika, wo es leicht seyn würde, die Einwohner dahin zu vermögen, sie zu nuzen; woraus wieder ein neuer Handelszweig entstehen müßte, besonders wenn man die Erndte nicht eher als einen Monat nach der Regenzeit anstellte, damit der aus den gemachten Einschnitten herausträufelnde Saft desto reifer und auch geneigter würde, zu gerinnen und sich zu verdiken. So unbedeutend dieser Handel auch zu seyn scheint; so würde er doch aus zwoen Ursachen

wichtig werden: erstlich weil man diese Waare leichter und näher an Frankreich erhalten würde, und sie also auch viel wohlfeiler geben könnte, als den Weihrauch aus der Levante, der theils wegen der größern Entfernung, theils wegen der Fracht, und anderer nicht geringen Unkosten sehr hoch zu stehen kommt, besonders wenn er um der Streifereien und Kriege willen nicht durch den kürzesten Weg in den levantischen Häfen ankömmt. Die zweite Ursache ist diese: daß man den Weihrauch in den französischen Besizungen sammlen lassen, und ihn also gegen andere Waaren austauschen würde, ohne genöthigt zu seyn, das baare Geld dafür den Fremden zuzubringen.

Es würde, wenn man nur ernstlich wollte, unnöthig werden, Aloe mit großen Kosten, Gefahren und Mühseligkeiten in der Insel Sokotora, am Eingange des rothen Meers aufzusuchen, weil Afrika mehr liefern kann, als alle übrige Theile der Erde zu verbrauchen im Stande sind. Man wird vielleicht sagen, daß diese Waare aus Sokotora besser sey, und daß man in allem, was zur Erhaltung des menschlichen Körpers gehöre, stets das Beste zu erhalten suchen müsse. Dies gebe ich zu, daß man in diesem Falle nichts sparen müsse; aber wer hat uns versichert, daß die Aloe von

Sokotora

Sokotora besser als die aus Afrika sey? Worauf gründet man dieses Urtheil? Um von der einen sowol als andern zu urtheilen, muß man sie beide vollkommen kennen; und eben diese genaue Kenntniß hatte man bis jezt noch nicht. Wenn die Alten, die Gewürzhändler und Apotheker die Aloe aus Sokotora gerühmt haben; so war und ist das gar nicht zu verwundern, weil sie keine andere kannten. Man muß sie daher entschuldigen. Denn wenn sie die afrikanische mit jener zusammengehalten hätten; so würden sie ihr gewiß den verdienten Vorzug gegeben haben. Denn die von den afrikanischen Küsten ist ohne allen Streit vollkommner, als die Arabische, die uns theuer und nur gegen baares Geld verkauft wird, da wir hingegen die Afrikanische wohlfeiler und gegen Waaren erhalten könnten. Aber so ist die französische Nation. Sie findet nur das gut, was theuer ist, und aus großer Ferne kommt.

Es läßt sich gar nicht hoffen, daß die Apotheker und Materialisten ihren Käufern in diesem Punkte den alten Irrthum benehmen werden, weil ihr Vortheil mit diesem Irrthume verbunden ist. Sie haben alsdenn Gelegenheit, eine Waare unter dem prächtigen Titel der Aloe aus Sokotora

theuer

theuer zu verkaufen, wenn sie gleich keine gar große Reise gemacht hat, bevor sie zu ihnen gelangt ist.

Die Aloe ist ein geronnener Saft, den man aus einer Pflanze gleiches Namens zieht. Man muß das Aloeholz nicht mit der Aloepflanze verwechseln, wovon hier die Rede ist. Der Aloebaum wächst nur in Kochinchina, in Lao und in China, aus welchen Ländern man ihn bisher allein erhalten hat. Dieser Baum, der sehr hoch wächst, hat viel Aehnlichkeit mit dem Oelbaume. Seine Rinde ist dik, und hängt sehr fest ans Holz an, wie man überhaupt an allen ölichten Bäumen bemerkt. Das Holz ist braun, glänzend, marmorirt, und mit Fleken und grauen Adern besät. Es ist bitter und harzigt, brennt leicht, und verbreitet einen sehr lieblichen und angenehmen Geruch. Hierinn besteht sein ganzer Werth, und deswegen wird es so sehr von den Persianern, Türken, den Indianern, und überhaupt von allen orientalischen Völkern gesucht. Wenn man es brauchen will; so theilt man es in kleine Stüken, legt diese in kleine Feuerbeken, die man alsdenn denjenigen Personen, denen man eine Ehre erzeigen will, nahe bringt. Man bedekt die Beken mit einer seidenen Deke, damit nichts von den Wohlgerüchen verloren gehe, die außer dem Vergnügen, was sie der

Nase

Nase geben, noch das Gehirn, das Herz, und den Magen stärken, die Lebensgeister erweken, die böse Luft vertreiben, und dem Gifte widerstehen.

Man nennt es Aloeholz wegen der Bitterkeit, wodurch es der wahren Aloe gleicht. Dies Holz ist sehr selten, und eben deswegen auch theuer; die Kaufleute brauchen daher alle Künste, es mit andern wohlriechenden Hölzern zu verfälschen, oder ihm dergleichen unterzuschieben.

Die Aloepflanze ist gar nicht selten; denn man findet sie in allen vier Theilen der Erde. Sie liebt aber doch warme Länder, und in diesen wächst sie ohne alle Wartung. Sie kömmt aber doch auch, wenn man einige Sorgfalt anwendet, in kältern Gegenden fort. Und wenn sie gleich in diesen leztern nicht alle Vorzüge erreicht, die eben dieser Pflanze in heissen Gegenden eigenthümlich sind, so hat sie doch einen Theil davon, und ist immer dieselbige Pflanze.

Die Blätter dieser Aloepflanze kommen unmittelbar aus der Wurzel hervor: sie sind lang, und bey ihrer Entstehung so breit, daß sie selbst dem Stamm, der sie hervorgebracht hat, beschwerlich fallen. Sie sind dik, fleischicht, fest, und laufen spizig zu. Sie haben ferner viel Fett und Saft, der bey der geringsten Verwundung reichlich her-

ausläuft, und den die Sonnenhize bald hart und gerinnen macht.

Dieser Saft, wenn er gut seyn soll, muß hart, von außen schwarz, oder wenigstens braun, und sehr glänzend seyn. Inwendig muß er hellgelb, und wie verguldet, zerreibbar, leicht, bitter, und von einem nicht sehr angenehmen Geruche seyn. Wenn er pulverisirt wird; so muß er noch gelber werden.

Die Materialisten theilen die Aloe in drey Arten ab: in diejenige, die ich jezt beschrieben habe, die man Aloe von Sokotora, oder vorzugsweise Aloe nennt, und die in Afrika so häufig ist. Die zweite nennen sie die Leberaloe, weil sie inwendig nicht gelb, sondern leberfarbigt ist. Die dritte Art nennen sie Pferdealoe, weil sie grob, schwer und schwarz ist, und nur für Pferde gebraucht wird. Alle drey Sorten kommen unterdessen von derselbigen Pflanze.

Man macht in die Blätter nur kleine Inschnitte, und sezt Gefäße darunter, die den Saft auffangen. Dieser Saft wird durch die Sonnenhize bald verdikt, der man ihn aber doch so wenig als möglich ausseżt. Wenn man ihn daraus weggenommen hat; so läßt man ihn liegen, bis er völlig

hart

hart wird. So ist die ganze Zubereitung der Aloe von der ersten Güte beschaffen.

Wenn die verwundeten Blätter keinen Saft mehr von sich geben; so macht man noch tiefere Einschnitte, oder durchschneidet sie von einem Ende bis zum andern, um sie zu zwingen, allen den rothen Saft, den sie noch haben, von sich zu lassen. Dieser zweite Saft hat, wenn er wie der erstere verdikt wird, keine so schöne und lebhafte Farbe, und ist auch, ungeachtet er von demselbigen Gewächs kommt, bey weitem nicht so gut, als der erstere. Er ist der Aloesaft von der zweiten Klasse oder Güte. Endlich schneidet man die Blätter ab, aus denen man durch bloße Verwundungen nichts mehr herausbringen kann, ferner solche, die zu nahe an der Erde sind, oder die zu verwelken anfangen, oder auch sonst der Pflanze zur Last sind. Alle diese Blätter zerstükt man, stößt sie, und drükt den Saft durch eine Presse heraus, den man am Feuer oder an der Sonne hart werden läßt. Dieser ist die Pferdealoe, und von der geringsten Güte.

Diese Pflanze blüht, bringt einen Baum hervor, und trägt Frucht, wenn sie nach der verschiedenen Güte des Bodens, und den verschiedenen Graden der Wärme drey oder vier Jahr alt ist. Sie treibt einen Stamm, der sehr schnell und sicht-

lich wächst; er braucht aber doch eine Zeit, die seiner Höhe und seinem Stoffe angemessen ist. Dieser Stamm besteht, eben wie die Blätter der Pflanze, aus Reihen von langen, starken und biegsamen Zasern, die mit einer klebrichten, diken, grünlichten und zähen Materie angefüllt, und mit einer grünen, dünnen, und sich fest anhängenden Haut bedekt sind.

Dieser Stamm ist mit Büscheln gekrönt, die aus kleinen Knöpfen bestehen, welche mit einer sanften, wolligten und der Seide an Feinheit gleichen Materie angefüllt sind. Diese Knöpfe öffnen sich, ihr Stengel wird verlängert, und bringt kleine, schwache, aber, so lange der Stamm noch grünt, sehr behende Insekten hervor. Endlich brechen aus ihren Enden kleine weiße Blumen hervor, die aus fünf Blättern bestehen, wie kleine Sternchen aussehen, und in der Mitte einige Staubfäden, nebst einem Saamenwege haben, der sich in eine länglichte Hülse verwandelt, und fast ganz mit Saamenkörnern angefüllt ist, aus denen die Pflanze wieder hervorwächst. Allein diese vermehrt sich schon genug durch Sprößlinge, daß man also dieser Saamenkörner sehr gut entbehren kann. Der Stamm und seine Blumen behalten ihre Schönheit und Farben nur drey Wochen, nach

welchen

welchen sie allmälich verwelken, und bald gänzlich verdorren. Und dieser so große, so gerade, so sehr mit Saft angefüllte Baum wird troken, leicht, und fällt auf die lezt von selbst um, wenn man ihn nicht umhaut oder ausreißt. Ich selbst habe ein Stük von einem solchen Baume gesehen, das vier bis fünf Fuß lang war, und einen Fuß im Durchschnitt hatte, und das doch nur sechs und ein halbes Pfund wog. Es kam aus den Gegenden von Arguin. Der Stamm, von welchem dieses Stük genommen war, muß nothwendig über dreißig Fuß hoch gewesen seyn. Dies beweiset die Kraft der Pflanze, die ihn hervorgebracht hatte, und wie leicht man Aloebäume in Menge und von vorzüglicher Güte aus einer Pflanze ziehen würde, die einen so starken Trieb hat.

Die rechte Zeit, in die Blätter der Aloepflanze Einschnitte zu machen, ist nicht die naße Jahrszeit, auch nicht, wenn ihre Stämme getrieben haben. Im ersten Fall würde der Saft zu roh, und vor zu vieler Feuchtigkeit nicht gekocht genug seyn. Im andern Fall sind die Pflanzen erschöpft. Man muß also vor dieser Zeit die Pflanzen verwunden, oder auch warten, bis sie neue Säfte gesammlet haben.

Die Völker an der malabarischen Küste, am Kap Komorin, und andern Gegenden von Indien, lassen sich nicht so leicht, als die Europäer, durch die großen Lobreden der Aloe von Sokotora blenden. Sie brauchen und nuzen diejenige, die bey ihnen wächst, und eins der besten abführenden Mittel ist.

Der Baum, der den Mastix hervorbringt, welchen man von der Insel Chio im Archipelagus holt, wächst in großer Menge an den Küsten des weißen Vorgebirges, von Arguin, Portendik und längst den übrigen Küsten von Afrika hinunter, woher man also, so bald man will, eben so guten Mastix, als der von Chio ist, erhalten kann. Dieser Baum hat sehr viele Zweige, ist groß und hoch, aber doch öftrer spizig und niedrig. Seine Zweige sind biegsam, nachgebend, mit einer greisen Rinde überzogen, die durch die jährlichen Einschnitte höckerichter, als in solchen wird, worinn man noch gar keine Einschnitte gemacht hat. Seine Blätter kommen den Myrthenblättern sehr nahe, sind stets gepaart, und auf einem schwachen Stiele befestigt, der zween bis drey Zolle lang ist. Sie laufen sehr spizig zu, und sind in der Mitte etwa vier bis fünf Linien breit. Sie sind stets grün, zart, von einem angenehmen Geruch, und von einem scharfen

adstrin-

adstringirenden Geschmak. Die Blumen sind in fleischfarbenen Trauben geordnet, und mit kleinen Staubfäden, aber ohne Saamenweg, angefüllt. Auch brechen die Früchte nicht aus den Blumen hervor, wie bey fast allen übrigen Bäumen; sondern sie entstehen aus andern Knospen oder Stielen, und zeigen sich anfangs in der Gestalt von kleinen runden Beeren, die zuerst gelb sind, und je reifer desto brauner werden, endlich einen langen, harten, schwärzlichten Kern in sich schliessen, der wiederum eine sehr zarte Mandel enthält. Man sammlet diese Beeren, und preßt ein zusammenziehendes Oel heraus, das aber, wie auch das Holz, noch andere Kräfte hat, welches leztere die Apotheker pulverisiren, und in einigen ihrer Kompositionen brauchen.

Der Mastix ist ein Harz, das aus dem Stamme des Baums gleiches Namens, und aus seinen vornehmsten Zweigen, oft von selbst, am meisten aber aus Einschnitten hervorquillt, die man zu gewissen Jahrszeiten macht. Was ich vorher von der Aloe und andern Harzen bemerkt habe, gilt auch vom Mastix. Der Saft, der von selbst herausbricht, ist immer besser, als den man durch Verwundungen des Stamms und der großen Zweige dem Baume abzwingt: (das junge Holz wird

immer

immer geschont, um es nicht in seinem Wachsthume zu stören.) Den Tag, nachdem die Einschnitte gemacht worden, sieht man den Saft in kleinen Thränen hervorkommen, die allmälich größer werden, und endlich kleine Körner bilden, die durch ihr eigenes Gewicht vom Baume abgelöset werden. Man hält den Boden unter dem Baume rein und sauber, damit der kostbare verhärtete Saft nicht mit fremden Unlauterkeiten vermischt werde, oder sich gar im Staube und Koth verliere. Dies Mastixharz ist eine sehr gute Waare, wenn die Stüke oder Thränen hell, durchsichtig, von einer weißgelblichen Farbe und wohlriechend sind. Man kann sie, so bald man sich die Mühe geben will, aus Afrika ohne viele Unkosten erhalten, weil die Mastixbäume in den französischen Besizungen wachsen.

Die Myrthen- Manna-Kassia- und Terebinthenbäume würden alle sehr gut im französischen Afrika fortkommen, weil heisse und feuchte Länder alles hervorbringen, was sie hervorbringen sollen. Auch diese Bäume würden einen beträchtlichen Handelszweig erzeugen.

Auch die Indigpflanze wächst in ganz Afrika, besonders an den Flüssen, wild, und ohne alle Kultur. Man nennt sie die wilde Indigpflanze,

weil sie gar nicht gewartet wird. Man giebt vor, daß sie nicht so reichhaltig, als die kultivirte sey. Man giebt aber auch zu, daß ihre Farbe feiner und lebhafter, und folglich besser, als die der kultivirten sey. Ihre Reichhaltigkeit kommt auch gar nicht in Betrachtung, weil man so viel bekommen kann, als man will. In Amerika zieht man sie mit großen Kosten, weil man eine große Menge Sklaven halten muß, die das ganze Jahr damit beschäftigt sind, sie zu säen, zu reinigen, und bis auf die Zeit, wo sie gesammlet wird, zu warten. In Afrika würde man den größten Theil dieser Kosten sparen können, weil man sie nur, wenn sie reif ist, abzuschneiden braucht. Wollte man aber eine größere Menge haben, als die Natur von selbst hervorbringt; so darf man nur einige Pflanzen in Saamen schiessen lassen, die reifen Saamenkörner ausstreuen, und es alsdenn der Güte des Bodens, der Sonnenhize, dem Thau und Regen überlassen, sie aufgehen, wachsen und reif zu machen.

Man nehme aber auf allen Fall an, daß man sie in Afrika eben so sorgfältig als in Amerika warten müsse; so werden die Unkosten doch immer viel geringer seyn, weil man die Sklaven auf der Stelle und fast für nichts hat. Man würde also

die Mühe, sie zu warten und zu ziehen, viel reichlicher belohnt erhalten.

Man wird hier gewiß drey Fragen thun: ob die Indigpflanze, die man an der afrikanischen Küste ziehen könnte, schön seyn würde? die zweite: ob sie so gut seyn würde, als diejenige ist, die man an der östlichen Küste von Amerika baut? die dritte: ob man sie auch vortheilhaft abszen würde? Was ihre Schönheit betrifft; so muß man sie schon kennen, weil die Bedienten der französischen Kompagnie Proben der wilden Indigpflanze nach Frankreich geschikt haben, deren Kolorit so lebhaft war, daß sie alles übertraf, was man von dem ostindischen Indig und dem von Guatimala zu rühmen pflegt. Wenn diese wilde Pflanze schon eine so schöne Farbe giebt; was kann man nicht alsdenn von ihr hoffen, wenn sie mit Sorgfalt gezogen und gewartet wird? Erfahrungen also, die man schon gemacht hat, lassen über diesen Punkt gar keine Zweifel übrig. Ich selbst habe Indig in einem Garten gesäet, woraus ich die Pflanzen aber wieder ausreissen mußte, weil sie sich zu sehr vermehrten, und alle übrige Gewächse erstikten. Sie waren sechs Fuß hoch, und ihre Blätter waren viel größer, fleischigter, und von einem schönern lebhaf-

tern

kern-Kolorit, als sie an keinem andern Orte in West- und Ostindien haben.

An der Güte des afrikanischen Indig läßt sich unmöglich noch zweifeln. Die Negern und Mohren brauchen keinen andern, als der ohne alle Wartung bey ihnen wild wächst: ein Faktum, für dessen Richtigkeit ich als Augenzeuge stehen kann. Sie nehmen nur allein die Blätter der Pflanze, zerstoßen sie in einem Mörser, bis sie zu einem Teige werden, lassen den Teig an der Sonne troknen, und brauchen ihn, ihren Kattun, ihre Pagnen und das weiße Linnen, das sie von den Europäern kaufen, zu färben, und diese Farbe vergeht niemals. Sie ist lebhaft und gut ins Auge fallend, und man kann gar nicht zweifeln, daß sie nicht wenigstens eben so gut seyn werde, wenn sie von einer gewarteten Pflanze herkommen wird. Schon dies wäre genug; man kann aber mit Grunde noch mehr hoffen.

Der Absaz wird nie Hinderniß finden, weil die Waare von der vollkommensten Güte seyn wird. Weil man sie ferner wohlfeiler wird geben können, als eben diese Waare aus Ostindien, oder Neuspanien, endlich die aus den französischen Besizungen in Amerika jezo verkauft wird; so ist leicht zu erachten, daß man auch einen größern Gewinn dar-

auf

auf machen, und sich mehr auf ihren Anbau legen wird. Die Güte und Wohlfeilheit des Indig werden auch eine größere Konsumtion nach sich ziehen.

Ferner wird in Amerika nicht so viel Indig gebaut, daß er dem Afrikanischen schaden könnte, welcher Erdtheil Frankreich viel näher ist, und wo man in kurzer Zeit dreißigtausend Sklaven zum Indigbau aufbringen kann. Ein jeder Sklave wird ohngefähr hundert Livres zum Einkauf kosten. Den Unterhalt kann man fast gar nicht rechnen, und zur Betreibung des ganzen Handels wäre nur eine kleine Zahl uneigennüziger und fähiger Bedienten nöthig. Die übrigen Kosten müßten sehr wenig betragen, weil Afrika sich selbst vertheidigt, da man hingegen in den übrigen Kolonien eine ungeheure Menge von vornehmen Bedienten, Aufsehern, u. s. w. braucht, die wiederum ihre Leute bey sich haben, deren kostbare Unterhaltung Land und Handel zu Grunde richtet. Ich rede nicht einmal von dem großen Schaden, den ihr Privathandel dem allgemeinen zufügt.

In allen übrigen Theilen der Erde findet man nicht so schöne und brauchbare Tamarinden in so großer Zahl, als an der südlichen Seite des Nigers und am Gambia. Die ganze Küste von

Afrika ist mit diesen Bäumen, aber von einer kleinern Art, besäet. Dieser Baum, dessen Frucht von jeher in der Medicin von einer guten Seite bekannt war, ist gewöhnlich so hoch und dik, als ein Nußbaum, aber viel belaubter und dichter. Seine Wurzel ist stark, in mehrere Arme getheilt, und mit vielen Zasern versehen. Der Stamm ist fast immer gerade, und hat oft drey Fuß im Durchschnitt. Seine Rinde ist dik, braun und gespalten. Das Holz ist braun, hart und zähe. Seine Zweige breiten sich gewöhnlich nach allen Seiten aus, und theilen sich wieder in mehrere kleinere Reiser. Sie tragen Blätter, die die Schönheit des Baums ausmachen, wegen des kühlenden Schattens, den sie geben. Die Blumen entstehen in kleinen Sträußern, die fünf bis sechs Zoll lang sind, die aber doch nur neun bis zehn Blumen enthalten, weil diese von einander entfernt sind. Nur das Fleisch und die Saamenkörner, von der äußern Haut abgesondert, werden nach Europa gebracht. Die Afrikaner machen aus dieser Frucht einen angenehmen, erfrischenden und selbst abführenden Trank, den man mit Wasser und Honig vermischt. Man macht die Tamarinden auch ein, und genießt sie, um sich zu erfrischen, und den Durst zu löschen. Die gekauten Blätter

thun dieselbige Wirkung. Allenthalben und selbst auf der Insel Goree mischen die Negern Tamarinden unter ihren Reis, Kusku und andere Speisen, die sie ohne diese Würze nicht schmakhaft finden würden. Diese Bäume finden sich am häufigsten in Afrika.

Alle Zitronenbäume haben an ihrem Fuße mehrere Schösse von Winden, die an den Bäumen und ihren Zweigen hinaufsteigen, dann wieder herabfallen, und also aus einem jeden Baume eine dichte natürliche Laube machen, wodurch man gegen die Stralen der Sonne geschüzt wird. Diese Winden treiben eine weiße Blume von einem unvergleichlichen Geruch, die der Lilie ziemlich ähnlich ist, ausgenommen, daß ihre Blätter zu dünn und schwach sind, einen förmlichen Kelch zu bilden, dergleichen die Lilien gewöhnlich haben. Die Frucht, die diesen Blumen folget, hat die Gestalt einer kleinen Zitrone, nicht weniger ihren Saft, ihre Säure und Farbe. Man bedient sich ihrer in ganz Afrika, wie man die Zitronen in Frankreich braucht. Beide thun ohngefähr gleiche Dienste.

Nahe beim See Fule, zwischen Goree und dem Senegal, ist ein ganzer Wald von dem schönsten schwarzen Ebenholze, welchen die Negern Jalam-

Banno nennen. Dieser Wald ist nur anderthalb Meilen von jenem See entfernt, und die Bäume kosten weiter nichts, als die Mühe, sie zu fällen, und an Bord zu bringen. Der Stamm eines Baums kommt nicht höher als sieben bis acht Sols zu stehen. Eben dieses Ebenholz findet man noch an mehrern Orten, unter andern zu Donai, am Flusse Bötte, im Königreiche Fule und am Flusse Faleme. Alle diese Oerter, und die Gegenden an den Flüssen Salüm, Kassamance, Gambia, und solche, die in diese einfliessen, sind voll von Bäumen, die zur Erbauung von Kriegs und Kauffartheyschiffen tüchtig sind.

Das nördliche Ufer des Flusses Kachaux ist mit Lichtbäumen besezt, und nicht weit davon trifft man die schönsten, größten und höchsten Bäume in ganz Afrika an. Es giebt unter diesen mehre, aus denen man Kanoes machen kann, die zehn bis funfzehn Tonnen, und fünf und zwanzig bis dreißig Mann tragen. Wenn man wollte; so könnte man aus dieser Gegend Bäume ziehen, die zu den größten Kriegsschiffen gebraucht werden könnten.

Die sonst so emsigen und aufmerksamen Franzosen haben bisher ihre Vortheile nicht recht in Acht genommen. Denn von allen französischen

Schiffen,

Schiffen, die die Küsten von Afrika besucht haben, und noch besuchen, ist noch keins darauf gefallen, Stämme von diesen Bäumen, die bis an die Zweige funfzig Fuß hoch, und verhältnißmäßig dik sind, als Ballast einzunehmen. Statt dieses schönen Holzes, das kein Europäisches an Brauchbarkeit und Güte übertrifft, hat man lieber Steine als Ballast gewählt, und hat also nicht allein die Gelegenheit versäumt, selbst einen Gewinn zu machen, der die Kosten der Reise weit überstiegen hätte, sondern auch dem Staat einen wichtigen Dienst zu leisten, dem es oft an gutem Bauholze mangelt, wenn er es nicht zu ungeheuren Preisen einkaufen will. Ich fühle mich als einen guten Bürger, und rede daher aus der Fülle des Herzens. Ich weiß gewiß, wenn ich Schiffe auszuschiken hätte, daß ich sie bey einer jeden Reise mit diesem nüzlichen Bauholze beladen würde, das vorzüglich zu Schiffen mit Nuzen gebraucht werden könnte, weil es unverderblich zu seyn scheint. Wenigstens wird es von Würmern gar nicht angegriffen. Zu gleicher Zeit würde ich meinen übrigen Handel wie sonst treiben, und ich bin überzeugt, daß, wenn man diesem Vorschlage allgemein folgte, Bauholz nicht nur in Frankreich sehr wohlfeil seyn, sondern daß auch der Staat selbst beständig einen großen

Vorrath davon auf jeden Fall haben würde. Dies Schiffsbauholz würde nur sehr wenig kosten, weil man es nur abhauen und zu Schiffe bringen darf; gewiß könnte man für ein Anker oder ein kleines Fäßgen Branntewein, was acht und zwanzig Pariser Bouteillen enthält, so viel Bäume erhalten, woraus sich ein Schiff von hundert Kanonen bauen liesse. Ich trage hier keinen sonderbaren Einfall, kein zweifelhaftes Faktum vor; ich selbst habe diese schönen Wälder gesehen. — Wahr ist es; ich habe mich selbst nicht wenig gewundert, daß die Nation einen für den Staat so wichtigen Handelszweig gänzlich vernachläßigt hat: allein ich bin auch in diesem Fall von der Bemerkung überzeugt worden, daß der Franzose außer seinem Vaterlande nicht mehr derselbige ist, für welchen man ihn in Frankreich halten muß. Wenn er in fremde Länder kommt; so nimmt er blos den Handel in Acht, weswegen er ausgereist ist, und vernachläßigt alles andere, so viele Vortheile es sonst auch bringen könnte. Er vermeidet es, sich von seinem Schiffe zu entfernen, seine Mannschaft zu andern als zu den bestimmten Arbeiten und Unternehmungen zu brauchen, und wird darüber gegen die wichtigsten von andern Seiten sich darbietenden Vortheile gleichgültig. Er glaubt, daß, wo man vorher

nichts

nichts Interessantes bemerkt hat, auch nichts für ihn zu thun sey, und er muß sich daher stets von andern Nationen unterrichten lassen. Weil das meiste Bauholz sich in der Nachbarschaft der Mohren oder Araber findet; (diejenigen Wälder ausgenommen, die an den Flüssen Gambia, Salum, Kassamance, St. Domingo und höher hinauf gegen Osten liegen,) so würde man überdem noch mit diesen Mohren einen beträchtlichen Sklavenhandel führen können, da sie dergleichen im innern Afrika in großer Menge aufkaufen. Der Handel der Kaufleute würde also ganz sicher sowohl zu ihrem Vortheil als zum Vortheil des Staats seyn.

Ein jeder weiß, daß es zwo Arten von Ambra giebt: die eine von aschgrauer Farbe, die einen sanften lieblichen Geruch hat; die andere hat fast gar keinen Geruch, und der geringe Geruch, den sie hat, ist gar nicht angenehm. Diese zweite Sorte (der Bernstein) ist gewöhnlich gelb, hart und durchsichtig; er findet sich von verschiedenen Figuren, und er hebt, wenn man ihn ein wenig gerieben hat, gleich dem Magneten Strohstükgen und andere leichte Sachen in die Höhe. Eben deswegen ist er von den Persianern Karabe' genannt worden.

Der

Der eigentliche Ambra ist viel kostbarer, als der Karabe oder Bernstein. Er ist die theuerste Waare nach Gold und Diamanten. Man findet ihn ganz allein am Gestade des Meers, und am häufigsten nach anhaltenden heftigen Stürmen. Nirgends aber sammlet man ihn in größter Quantität, als auf den maldivischen Inseln, auf der Insel Madagaskar, Ceylan, Maurice, an der Küste von Komorin, Sofala, Mosambike und Arabien. Ungeachtet er seltner diesseits des Vorgebirges der guten Hoffnung angetroffen wird; so findet man ihn doch auch bisweilen am weißen Vorgebirge, im Meerbusen von Arguin, in der Bay von Portendik, an den Küsten von Biskaja bis in die Ostsee hinein. Ich selbst war gegenwärtig, als der Gouverneur von Goree die Negern bereden wollte, Ambra zwischen dem grünen und weißen Vorgebirge aufzufischen. Die Negern antworteten aber: sie wüßten zwar, daß sich in der genannten Streke, besonders in dem groben Sande, in einiger Entfernung vom Ufer viel Ambra fände; sie möchten es aber deswegen nicht wagen, ihn zu suchen, weil sie sich fürchteten, ein Raub der Hayfische zu werden, von denen das ganze Meer wimmele. Es waren nämlich mehrere Negern, die diesen Auswurf des Meers wirklich gesucht hatten, von

Hayfischen verzehrt worden, die den Ambra so sehr lieben, daß sie oft aus Begierde, denjenigen, der auf dem Meere schwimmt, zu erhaschen, stranden, ohne die See wieder gewinnen zu können. Wahrscheinlich würden aber die Negern nicht so viele Schwierigkeiten gemacht haben, wenn man ihnen nur sogleich Branntewein gegeben hätte. Man versprach ihnen zwar welchen, allein bloße Versprechungen vermögen über sie nichts.

Die kleine Quantität von Ambra, die man diesseits des Vorgebirges der guten Hoffnung findet, verglichen mit der größern Menge, die jenseits desselben gefunden wird, läßt vermuthen, daß er aus solchen Gegenden komme, die diesem Vorgebirge gegen Osten liegen, und daß ein Theil davon an die westlichen Küsten von Afrika verschlagen werde. Dies ist das wahrscheinlichste, was man über den Ursprung desselben sagen kann.

Der sogenannte Kuvbari ist ein sehr diker und hoher Baum, der auf mancherley Art gebraucht werden kann. Man findet ihn in großer Menge an den Ufern des Gambia, und in den umliegenden Gegenden. Die Negern haben ihn weder zu ihren Häusern, noch zu ihrem Geräthe nöthig. Sein Holz ist sehr hart und fest, und er wächst, wie alles harte Holz, sehr langsam. Der Stamm hat

eine beträchtliche Länge, und ist schnurgerade. Er ist vierzig bis funfzig Fuß lang, und hat drey bis vier Fuß im Durchschnitt. Fast niemals findet man Knoten und Spalten darinn. Dieser so zahlreiche, und zum Schiffsbau so brauchbare Baum schwizt Thränen von einem sehr hellen, harten und durchsichtigen Harze aus, das eine Ambrafarbe hat, und sich nur langsam auflösen läßt. Man könnte es statt des Weihrauchs brauchen, weil es, wenn es ins Feuer geworfen wird, einen sehr angenehmen Geruch verbreitet.

Der afrikanische Feigenbaum ist von einer erstaunlichen Größe; es giebt deren einige, die fünf und zwanzig bis dreißig Fuß im Umkreise haben. Wenn der Stamm eine Höhe von dreißig bis fünf und dreißig Fuß erreicht hat, so theilt er sich in mehrere große Aeste, von denen wiederum unzählige kleinere, mit großen Blättern beladen, ausgehen. Das Holz und die Rinde dieses wilden Feigenbaums sind denen des zahmen ähnlich; seine Blätter nähern sich aber denen des Nußbaums am allermeisten. Dieser Baum taugt gar nicht zum Brennen; aber die Dielen, die man daraus schneidet, oder schneiden kann, sind weiß, leicht, ohne Knoten, und sehr gut zu Skulptur- und Drechslerarbeiten. Die Negern machen Schüsseln, Teller, Löffel,

u.s.w.

u.s.w. daraus, weil das Holz sich gut schneiden oder bearbeiten läßt, und nicht spröde ist. So schönes Holz kennt man in Europa gar nicht; und es würde hier gewiß sehr geschäzt werden.

Man sollte den Baumwollenbaum eher unter die Stauden, als unter die Bäume sezen: denn ungeachtet man in Afrika größere, als in irgend einem andern Erdtheile findet; so ist es doch selten, solche zu sehen, die so hoch und dik als unsere Aprikosenbäume sind. Diese Baumwollenbäume wachsen durch ganz Afrika in allen denjenigen Gegenden, die so hoch sind, daß sie nicht überschwemmt werden. Dieser Baum liebt nämlich die trokenen und sonnichten Gegenden, wenn das Erdreich gleich weder fett noch tief ist. In solchen Gegenden treibt er mit vieler Gewalt, und trägt Blüthen und Früchte die Menge. Die Negern lassen ihren Bäumen ihre völlige Freiheit, und beschneiden sie also eben so wenig, als sie sie reinigen. Aller der Saft also, der noch Früchte hätte hervorbringen können, verwendet sich ganz allein zur Vergrößerung des Baums. Eben deswegen sind die Baumwollenbäume der Negern viel größer, als die auf den Inseln. Die Blumen sind klein, mit röthlichen Fäden umgeben, und inwendig mit einigen purpürfarbenen Fäden besponnen. Sie schließen

einige

einige sehr feine und röthliche Staubfäden in sich, die einen grünen Staubweg umgeben, der sich in einen ovalen und etwas zugespizten Knopf verwandelt, der anfangs grün ist, nachher aber, wenn er zur Reife kommt, etwas schwärzlich wird. Dieser Knopf reift in vier bis fünf Monaten, und alsdenn sprengt die Materie, die er einschließt, und durch die Hize der Sonne ausgedehnt wird, die Hülse auf und dringt hervor. Wenn man sie alsdenn nicht sogleich sammlet; so fällt sie heraus und verdirbt, wenn sie eine Zeitlang liegen bleibt. Weil nicht alle Knöpfe zu gleicher Zeit reif werden; so kann man auch nicht auf einmal erndten: denn man sammlet nur, wenn die Hülsen von selbst schon gesprungen sind, oder durch schwarze Stellen an den Enden zeigen, daß sie nächstens plazen werden. Wenn die Baumwolle der Negern nicht so fein, als die Amerikanische ist; so kommt dieses von der Nachläßigkeit der Negern her, die ihre Bäume nie beschneiden. Sie ist übrigens von derselbigen Beschaffenheit mit der Levantischen, die man noch über die Amerikanische schäzt. Gewiß ist es, daß Afrika mehr Baumwolle hervorbringen könnte, als alle übrige Theile der Erde, weil der Baum, der sie erzeugt, in Afrika von selbst wächst. Ein jede Hülse schließt sechs bis sieben Körner von der Größe gewöhnlicher

wöhnlicher Erbsen in sich, die aber platter und etwas hökerichter sind. Nach der Verschiedenheit dieser Körner sizt die Baumwolle mehr oder weniger fest. Aus den Kärnern entsteht der Baum wieder, der zwölf bis vierzehn Monate, nachdem er gepflanzt worden, schon Früchte trägt.

Sechstes Kapitel.

Beobachtungen über die Mittel, Afrika sowol dem Staat als der Religion nüzlich zu machen.

Aus dem, was ich bisher über den ganzen afrikanischen Handel gesagt habe, muß man schon bemerkt haben, welche die besten und kräftigsten Mittel seyen, diesen Erdtheil dem Staate nüzlich zu machen. Ich habe nichts unterlassen, das Publikum von allen den großen Vortheilen zu unterrichten, die es für Schiffarth und Handel daraus ziehen könnte. Allenthalben wird man neugemachte Entdekungen, neue Wege zu neuen Niederlassungen und zu einem festen vortheilhaften Handel antreffen, den der Kaufmann von seinem Kabinet aus eben so gut, als wenn er auf der Stelle wäre, führen kann, weil ich ihm die Produkte von Afrika, ihre Preise und die Waaren bekannt gemacht habe, mit denen er sie einkaufen kann. Er ist durch meine Nachrichten gegen allen Betrug sicher

gestellt,

gestellt, ausgenommen, daß man ihm den Einkaufpreis der afrikanischen Produkte erhöhen kann, gegen welche Betrügerey man sich auf alle Weise zu verwahren suchen muß. Dieser Erdtheil kann der Religion nicht weniger vortheilhaft werden, wenn man ihr nur die Ausbreitung und den Glanz verschaffen will, den man ihr mit geringen Kosten geben kann. Beide werden wiederum den Handel mächtig befördern, weil die Bewohner von Afrika, wie ich schon mehrmalen bemerkt habe, durch die Grundsäze der Religion geleitet werden, zu der sie sich bekennen. Um nun die Religion in Afrika, wo sie wiedergeboren zu werden anfängt, auf eine dauerhafte Art herzustellen, müßte man nothwendig damit anfangen, acht bis zehn Mißionarien hinzuschiken, die noch immer mit Arbeiten überhäuft seyn würden: nämlich, zween nach Goree, den einen als Priester und als das Haupt der übrigen Mißionarien, den andern als Vikar, um den ersten zu ersezen, wenn er etwa mit Tode abgehen sollte. Diese beiden wären für Goree nicht zu viel, weil sie funfzehnhundert Personen von allen Altern enthält, unter denen wenigstens zwölfhundert Christen sind, wovon ich selbst den größten Theil bekehrt habe. Die Insel Senegal, die nicht weit davon entfernt ist, und von Christen bewohnt

wird,

wird, die unter dem Druk der englischen Kirche seufzen, würde der Insel Goree alle Tage Proselyten zuschiken, und also die Anzahl der Christen, wie der französischen Einwohner, vermehren. Einen Beweis für diesen Gedanken gebe ich nur im Vorbeigehen. Als die Engländer sich der Inseln Goree und Senegal bemächtigt hatten; erhielten die christlichen Bewohner nicht alle diejenige Freiheit, die sie wünschten, um die Pflichten ihrer Religion erfüllen zu können. Sie bildeten sich ein, daß, wenn sie nach der Insel Senegal flüchteten, und sich da in größerer Zahl finden würden, sie ihre Religion ohne alle Hindernisse würden ausüben können. Daher entstand die Entweichung der meisten Christen; weil sie aber in ihren Hoffnungen getäuscht wurden, und nachher erfuhren, daß die Franzosen in den Besiz von Goree wieder zurükgekehrt wären; so kamen ihrer viele wieder nach Goree, und würden alle gekommen seyn, wenn man es ihnen erlaubt hätte.

So bald die Engländer diese Flucht bemerkten, brachen sie auf einmal alle Gemeinschaft zwischen der Insel Senegal und Goree ab. Allein diese genommene Maasregel hinderte doch nicht, daß sich nicht der größere Theil der Christen, die sich nach Senegal gezogen hatten, nach der Insel Goree

begaben,

begaben, um ihre Religion in aller Freiheit aus-
üben zu können. Sie wurden zu dieser Rükkehr
um destomehr ermuntert, als sie hörten, daß ich
während meines Aufenthalts in Goree erstaunliche
Bekehrungen gemacht hätte; daß die Jugend von
beiderley Geschlecht sich von mir hätte unterrichten
lassen, und zur christlichen Religion übergegangen
wäre; daß alle Einwohner, Mulatten und Mulat-
tinnen, Negern und Negerinnen sowol, als diejes
nigen, die man Signares nennt, und die die an-
gesehensten Eigenthümerinnen der Insel sind, nach
vorhergegangenem Unterrichte die heiligen Sakra-
mente genossen hätten; endlich daß ein jeder wegen
der großen Fortgänge der christlichen Religion und
der Verbreitung ihrer reinen Lehren mit Wort und
That Christ seyn wolle, und die Unordnungen eines
zügellosen Lebens verabscheue. Auch wurde jeder
Tag durch eine Menge von Bekehrungen bezeich-
net, die ich nach der Gnade Gottes dem Zutrauen,
was die Einwohner zu mir gefaßt hatten, eben so
sehr, als meinem Eifer und Arbeiten verdankte,
die sehr geschwind meine Gesundheit erschöpften.
Ich muß den Einwohnern der Insel die Gerech-
tigkeit wiederfahren lassen, daß ich unter allen de-
nen, die ich während meiner Sendung zur christ-
lichen Religion bekehret habe, keinen einzigen kenne,

der

der sich wiederum in seine alten Ausschweifungen hinein gestürzt hätte. Sie haben vielmehr durch die Regelmäßigkeit ihres Wandels, durch ihren Eifer, dem Gottesdienste beizuwohnen, und die Sakramente zu besuchen, endlich durch ihre Abgeneigtheit gegen böse Gesellschaften, und durch ihre Begierde, noch immer in ihren Kenntnissen der Religion vollkommner zu werden, die ganze Insel erbaut.

Man könnte ferner zween andere Mißionarien nach dem Gambia schiken, einen nach Albreda, und einen andern nach Gilfrai, oder in die umliegenden Gegenden, die theils von Christen, theils von Mahumedanern bewohnt werden, wo sie gewiß eine sehr große Menge von Bekehrungen bewirken würden. Ich rede nach Erfahrungen, die ich selbst im Jahre 1764 gemacht habe. Ich habe nämlich über siebenhundert Personen getauft, die Mahumedaner, die ich bekehrte, nicht einmal mitgerechnet. Das Volk ist in diesen Gegenden gelehrig, liebt die Christen, und wünscht, selbst in ihre Zahl aufgenommen zu werden. Der fünfte Mißionar müßte nach Joal, der sechste nach Portúdal geschikt werden, welche beide die beträchtlichsten Dörfer der Küste, und der Königreiche Baol und Sin sind, und in den Besizungen des Königs von

Frankreich liegen. Von den beiden lezten Mißionarien müßte einer für Salûm, der andere für Les Bisseaux bestimmt werden.

In allen diesen Oertern könnte man Kapellen und Wohnungen für die Mißionarien mit wenigen Kosten aufbauen, weil die Materialien, wie die Arbeiter, an jedem Orte vorhanden sind. Es käme also nur noch darauf an, heilige Gefäße und Verzierungen anzuschaffen, die man aber aus Frankreich hinschiken könnte. Man würde sich alsdenn allmälig zum Vortheil des Staats und der Religion sowol an den Küsten, als ins Innere von Afrika ausbreiten, besonders wenn man dafür sorgte, die Zahl der Mißionarien in eben dem Verhältnisse zu vermehren, in welchem die Religion fortgepflanzt würde. Ihre Fortgänge würden um desto schneller seyn, weil die Negern mit einem glüklichen Gedächtnisse begabt sind, und mit diesem Vorzuge eine große Neigung verbinden, die christliche Religion anzunehmen.

Ich selbst habe Negern bekehrt, die, nachdem sie drei- oder viermal einige Kapitel des Katechismus wiederholt hatten, sie auswendig wußten. Sie selbst erstaunten über dieses Wunder ihres Gedächtnisses, und wusten nicht, wo sie die Ursache desselben finden oder suchen sollten. Sie versicher-

ten selbst, daß Gott sie das, was sie wüßten, gelehrt habe, und daß es sein Wille sey, daß sie sich zur christlichen Religion bekehren sollten. Dies begünstigte und beschleunigte daher auch ihre Bekehrung. Weil aber nichts mehr Eindruk auf die Negern macht, als was glänzt, und in die Augen fällt; so wäre es immer sehr gut, wenn die Kapellen auf eine gewisse Art ausgeschmükt, und der Gottesdienst mit einer gewissen feierlichen Pracht verrichtet würde.

Ich folgte dieser Bemerkung während meiner Mißion im Jahre 1764. Die Art, womit ich den zum Gottesdienste bestimmten Plaz tapezirt hatte, sezte nicht allein die Christen, sondern auch die Mahumedaner in ein freudiges Erstaunen, weil sie beide dergleichen in ihrem Leben nicht gesehen hatten, indem seit zwanzig Jahren kein Mißionar unter ihnen erschienen, und seit eben dieser Zeit kein Gottesdienst unter ihnen gefeiert worden war. Sie wußten daher von allen den Gebräuchen, womit unsere erhabenen Mysterien gefeiert werden, durchaus nichts; und sie wurden daher mit einer so tiefen Ehrfurcht durchdrungen, daß sie beständig auf ihren Knieen lagen, um den großen lebendigen Gott vor seinem Altar anzubeten. Die Mahumedaner waren von den Christen abgesondert, und

beobach-

beobachteten ein tiefes Stillschweigen. Während der Einsegnung des allerheiligsten Sakraments, die unter der Abfeurung der Kanonen geschah, warfen sie sich gleich den Christen nieder, und hier füllten sich meine Augen mit Thränen, als ich diese Ungläubigen den großen Gott der Welt erkennen, und sich vor ihm demüthigen sah. Nach geendigtem Gottesdienste kamen sie in Menge, und baten mich, sie zu unterrichten und zu taufen. Euer Gott, sagten sie, ist weit über Mahumed erhaben. Auch wir wollen ihm dienen, wollen alle unsere Kräfte anwenden, sein Gesez zu beobachten und gute Christen zu seyn. Hieraus sieht man, daß man diese Ungläubigen leicht bekehren kann, daß die Saat sehr reich ist, und daß nur Arbeiter erfordert werden, eine herrliche Erndte zu halten.

In kurzer Zeit würde man diesen abgöttischen Theil der Erde für die Religion sehr wichtig werden sehen. Er würde es dem Staate gleichfalls seyn, weil Christen und Franzosen einerley seyn würden; denn es giebt kein Volk, das seinen Fürsten mehr liebte, als der Afrikaner. Sie würden Unterthanen seyn, auf die man gewiß sowohl in der Beförderung unsers Handels, als in der Vertheidigung unsrer Besizungen rechnen könnte, und sie würden bald mit uns in geistlichen sowohl, als

welt-

weltlichen Dingen einen Geist und einen Körper ausmachen, und das gemeinschaftliche Beste den Zwek aller ihrer Handlungen seyn lassen.

Alles scheint sich zu vereinigen, diese große Absicht befördern und ausführen zu helfen. Weit entfernt, sich der Bekehrung ihrer Unterthanen zu widersezen, werden die afrikanischen Könige sie vielmehr sehnlichst wünschen und erleichtern, weil sie gestehen, daß ihre besten Unterthanen, denen sie ihr ganzes Zutrauen schenken, Christen sind. Man wird gewiß diese Völker bey Haufen in den Schooß der Kirche sich versammlen sehen, und in ihnen Gelehrigkeit und Demuth entdeken, die die Hauptvorzüge der Christen ausmachen. Der Handel wird sich in das Innere von Afrika ausbreiten; seine Bewohner werden sich als wahre Franzosen betrachten, die durch dieselbige Religion verbunden, und demselbigen Beherrscher, wie denselbigen Gesezen, unterworfen sind. Afrika endlich wird in Kriegszeiten sich selbst vertheidigen. Keine Nation wird es wagen, sich unsern erweiterten Besizungen zu nähern, und alle Produkte des Landes werden allein nach Frankreich kommen, wenn man anders nur nach den Grundsäzen handelt, und diejenigen Entdekungen nuzt, die ich bisher in diesem Werke vorgetragen habe.

Auf diese Art wird der Verlust der Insel Senegal, selbst das Fort Jaques im Gambia, und die übrigen englischen Niederlagen der französischen Nation gleichgültig werden.

In den sechs Königreichen, die von dem Departement der Insel Goree abhängen, und schon viele Christen enthalten, wird man es sehr leicht finden, die Muselmänner zu bekehren, weil die christlichen Einwohner sich alle ersinnliche Mühe geben, diese in ihre Kirche herüberzuziehen. Sowohl durch diesen Eifer, als durch die Kenntniß, die sie von der Landessprache und dem Französischen haben, werden sie den Mißionarien sehr nüzlich. Ein Theil des Handels in diesen Ländern, so geringe und fast gänzlich vernichtet er jezo auch ist, würde hinreichen, nicht nur die Kosten der Kolonie zu tragen, sondern auch die Mißionarien zu unterhalten, und man würde bald in Afrika eine eben so eingerichtete Geistlichkeit sehen, dergleichen sich in den Provinzen von Frankreich findet. Man könnte die Besoldungen der Diener der Religion so geringe machen, als man wollte, weil sie selbst einen kleinen Handel treiben könnten, der weder dem Handel der Nation, noch auch der Ausübung ihrer Pflichten nachtheilig seyn würde.

Diese

Diese Kolonie würde fast gar keine Unkosten erfordern, weil man weder Städte, noch Besazungen, noch auch Festungen brauchte. Es ist und bleibt nämlich immer wahr, daß Afrika sich selbst hinlänglich vertheidigt, und der größten europäischen Macht widerstehen kann. Eine solche würde zwar eine Zeitlang Eroberungen machen, aber sie gewiß nicht behaupten können.

Ich habe daher eine auf Erfahrungen gegründete Hoffnung, daß mein dem Staat und der Religion gleich nüzlicher Vorschlag einen glüklichen Ausgang gewinnen würde. Zehn bis funfzehntausend Livres, zwekmäßig in Geschenken unter die Könige des französischen Afrika vertheilt, werden im Handel Millionen wiedergeben, und allmälig wird ein Theil von Afrika ein Anhang von Frankreich werden, der der Nation einträglicher, als mehrere Provinzen des jezigen Reichs werden muß. Die Könige des Landes, die durch ein gemeinschaftliches Interesse zur Vertheidigung ihrer Reiche verbunden sind, werden mächtig genug seyn, einen jeden Feind, er sey welcher er wolle, zurükzutreiben, um die Religion und den Handel ihres Landes aufrecht zu erhalten. Bald würde man im Stande seyn, neue und mehrere Mißionarien an die Flüsse Kassamance, Salum, Kachaur, Les Bisseaux und

Sierra Liona zu schiken, die gewiß wohl aufgenommen werden, und den Handel nicht nur weiter an der Küste herunter, sondern auch tiefer in Afrika hinein verbreiten würden. Dies würde das kräftigste Mittel seyn, um sich eines fest gegründeten Handels zu versichern; eine Menge portugiesischer Christen, die sich schon lange im Lande niedergelassen haben, würden ihre Bemühungen gewiß mit denen der Mißionarien vereinigen.

Wenn das von mir vorgeschlagene Mittel kräftig genug ist, den Handel der Engländer auf dem Senegal fallen zu machen, so wird es nicht weniger kräftig seyn, denjenigen zu Grunde zu richten, den sie vom Fort Jaques aus auf dem Gambia führen. Dies Fort kann unmöglich bestehen, wenn man sich anders des Königs von Barre recht zu bedienen weiß, weil dieser es nicht allein so einschliessen kann, daß es gar keine Hülfe, keinen Unterhalt empfangen könnte, sondern es auch in jedem Augenblik durch die Menge seiner Pirogen und Krieger zu bestürmen im Stande ist. Um dieses zu bewerkstelligen, braucht man weder Krieg, noch sonst Feindseligkeiten anzufangen. Unser große König ist Herr in seinen Besizungen; er hat auch diejenigen gekauft, von denen ich jezo rede, und ist noch immer der rechtmäßige Eigenthümer davon.

Er kann daher, ohne irgend einen Friedensschluß zu übertreten, seine Länder nuzen, wie er will, und, wo es ihm gefällt, die nöthig scheinenden Faktoreien anlegen. Er ist Herr und Eigenthümer von allem Lande, was sechs Meilen von dem Ufer des Meers entfernt ist; er kann sich also seines Rechts bedienen, und es seinen Unterthanen abtreten, die große Vortheile daraus ziehen würden, ohne daß die Engländer sich dawider sezen könnten; denn sie haben weder nahe, noch entfernte Ansprüche darauf. Man kann hieraus leicht schliessen, daß der Handel auf dem Senegal und dem Gambia der Nation gleichgültig werde, wenn sie die Flüsse Salûm und Kassamance besezt hat.

Endlich würden die Engländer, die sich auf der Insel Senegal und dem Fort Jaques befinden, gar kein Recht haben, ihren Unterhalt aus den Königreichen des Brak, Siratik und Barre zu ziehen. Das französische Komptoir zu Albreda und die zu Bintan und Gereges, die man wieder herstellen kann, wenn man will, würden hingegen alle Nothwendigkeiten des Lebens nicht nur reichlich, sondern auch mit Ausschliessung der Engländer aus den genannten Ländern erhalten. Und in diesem Falle würden die Engländer vom Handel im französischen Afrika nichts mehr zu hoffen haben.

Dies

Dies sind die Gegenstände, die ich in meiner Geschichte selbst zu erläutern versprach: Erläuterungen, die ich für wichtig genug gehalten habe, um sie öffentlich bekannt zu machen. Ich habe nichts gewagtes niedergeschrieben, und nur von dem geredet, was ich selbst auf der Stelle gesehen und beobachtet habe. Mein Eifer für die Ausbreitung des wahren Glaubens, für das Wohl des Staats und seines erlauchten Beherrschers hat mich zu dieser Unternehmung aufgemuntert, und alle meine Wünsche würden erfüllt seyn, wenn der Ausgang meinen Absichten und Hoffnungen entspräche.

Historisch-
physische Abhandlung
über den
Ursprung der Negern
und
die Ursache ihrer Farbe.

Erstes Kapitel.
Ueber verschiedene Naturerscheinungen.

Meine Absicht ist nicht, alle verschiedene Farben der Menschen aufzuzählen, und ihre physischen Ursachen aufzusuchen: eine Arbeit, die für meine Kräfte zu weitläuftig, und für die der Raum zu enge werden würde. Vielleicht wird man finden, daß ich mir schon zu viel zugetraut habe, als ich den Gedanken faßte, die Ursache der Farbe der Negern aufzusuchen. Ich habe aber geglaubt, daß es zur Erweiterung der Wissenschaften vortheilhaft seyn würde, den lebhaften Eifer, in das innerste Heiligthum der Natur einzudringen, zu beleben und die Flamme des Genies zu entzünden, wodurch allein die wahren Ursachen ihrer Wirkungen entwikelt werden können. Die Untersuchungen und Beobachtungen, die ich in Afrika über

diese

diese bisher aus unrichtigen Grundsäzen behandelte Materie angestellt habe, sind, wie die von mir gemachten Entdekungen, zu interessant und wichtig, als daß sie ganz in Vergessenheit begraben zu werden verdienten. Ich werde sie daher in gegenwärtiger Abhandlung auseinandersezen, und wenn also die Beschreibung einiger andern Völker, oder die Aufsuchung der Ursachen ihrer Farbe mit in den Faden derselben eingeflochten werden; so geschieht es nicht, um Ausschweifungen zu machen, sondern um den einmal gewählten Gegenstand desto tiefer zu ergründen.

Zwischen den beiden Wendezirkeln wird Afrika von ganz schwarzen, oder halb schwarzen, oder braunen (basannés) Menschen bewohnt. Diese unterscheiden sich von den Europäern nicht allein durch die Farbe, sondern auch durch die Bildung und alle übrigen Züge des Gesichts. Länglichte Köpfe, breite und eingedrükte Nasen, aufgeworfene Lippen und ein der Wolle unsrer Schaafe ähnliches Haar scheinen eine neue, aber sonderbare Art von Menschen anzukündigen. Wenn man sich ein wenig von der Mittagslinie entfernt; so wird zwar die Farbe heller, aber die Häßlichkeit bleibt dieselbige, besonders in denen Afrikanern, die die südliche Spize dieses Erdtheils bewohnen, am

meisten

meisten in den Hottentotten. Jemehr man aber gegen Osten hinaufsteigt; destomehr enthäßlicht sich die Bildung und desto regelmäßiger werden die Gesichtszüge, ungeachtet die Haut dieser Völker eben so schwarz ist, als die Haut derer, die nahe an der Mittagslinie und im heissen Erdgürtel wohnen. Nach diesen findet man ein braunes Volk, von einer schönen Bildung des Körpers, das sich durch länglichte, kleine und unregelmäßig liegende Augen von andern Völkern unterscheidet. Wenn man ferner in das unermeßliche Amerika übersezt; so findet man sehr viele Varietäten. Dieser Erdtheil, der mit unzähligen rothen, oder braunen Völkern von tausenderley Schattirungen übersäet ist, endigt sich gegen Süden in eine Erdspize und in Inseln, die, wie man sagt, mit Riesen besezt seyn sollen. In dem einen Ende von Amerika also findet man eine Race von Menschen, deren Größe gegen die der Europäer gerechnet außerordentlich ist: hingegen finden wir an dem entgegenstehenden Ende unsers Erdtheils Menschen, die jenen ganz entgegengesezt zu seyn scheinen. Die Lappländer nämlich sind die kleinsten unter allen Bewohnern der Erde, die man hat kennen lernen. Die leztern gegen Norden, und die Patagonen gegen Süden

scheinen,

scheinen das kleinste und größte Maaß der menschlichen Größe zu seyn.

Ich rede nicht von den Bewohnern der Inseln des indischen Meers und der Südsee, die den großen Raum zwischen Asien und Amerika ausfüllt. Fast ein jedes Volk unter diesen Insulanern hat eine eigene Farbe und Sprache; und sollte man unter allen diesen Inselbewohnern nicht Menschen antreffen, die noch sonderbarer, als die Negern in Afrika wären, und denen man doch den Titel der Menschen nicht abschlagen könnte? Dächten zum Beispiel die Einwohner der Insel Borneo weniger, als andere Menschen, wenn sie gleich, wie einige Reisebeschreiber versichern, Affenschwänze hätten, die vielleicht Zufall, oder die lebhaft getroffene Einbildungskraft der Mütter hervorgebracht haben, und ihrer Menschheit gar keinen Abbruch thun würden.

Wir sehen in Europa sehr oft noch viel auffallendere Erscheinungen, die die Natur des Menschen doch nicht umkehren; sie sind zu bekannt, als daß ich mich weitläuftig darüber zu erklären nöthig hätte. In einer andern Insel, die der vorhergenannten am nächsten ist, und die das indische Meer von der Südsee scheidet, finden sich Menschen, denen das Tageslicht unerträglich ist, und die ihre

schwache

schwache Augen nur des Nachts öffnen. Diese sind im Menschengeschlechte eben das, was die Fledermaus und die Eule unter den Vögeln sind, die nur alsdenn aus ihrem Schlafe erwachen, wenn die Sonne verschwunden ist, und die ganze übrige Natur in Schweigen und Traurigkeit versezt hat. Diese Menschen sind die Darier, die Bewohner der Insel Panema.

Die merkwürdigste Erscheinung und das beständigste Gesez für die Farben der Menschen ist dieses: daß der ganze Abschnitt der Erde, den man den heissen Erdgürtel nennt, nur allein von schwarzen und schwarzbraunen Menschen bewohnt wird. Man folge diesem Abschnitte der Erde über Afrika, Asien und Amerika, in den Inseln, wie auf dem festen Lande; man wird keine andere, als solche Völker antreffen, die entweder durchaus schwarz, oder schwärzlich und roth, nach der Verschiedenheit des Klima sind, worunter sie leben, und das die Farbe der Völker bestimmt und abwechselt.

Je mehr man sich von der Mittagslinie entfernt; desto mehr erhellt sich die Farbe der Völker. Nicht weit von den Wendekreisen ist sie noch sehr braun, und sie wird erst in der gemäßigten Zone ganz weiß. An den äußersten Grenzen dieser Zone finden sich die weissesten Völker; weil Sonne und

Feuch-

Feuchtigkeit der Luft am wenigsten Eindruk auf ihre Haut machen. Der Däne mit seinen blonden Haaren und seiner weissen Haut blendet den staunenden Reisenden, der kaum begreifen kann, daß der Mensch im kalten Erdgürtel, und der Neger in Afrika zu einer und eben derselbigen Art von Geschöpfen gehören. Wenn er aber nachher mit Sorgfalt den physischen Ursachen dieser Erscheinungen nachspürt, so wird er bald wahrnehmen, daß diese Verschiedenheit aus verschiedenen Einflüssen entstehe, die in Afrika mächtig die schwarze, und in Dännemark die weiße Farbe hervorbringen.

In dem kalten Erdgürtel, da, wo die Sonne im Winter nie die Erde bescheint, und wo der Boden keine einzige von den Früchten der übrigen Erdstriche hervorbringt, in diesen fürchterlichen Gegenden findet man Gesichter, auf denen Lilien und Rosen gemischt sind, die beweisen, daß die Sonne hier nicht eben die Wirkungen, wie in Afrika, hervorbringt. Der Thau ist in kalten Ländern eben so unbedeutend, als er in heißen stark ist. In dem heissen Erdgürtel bringt die Sonne auf die Haut des Menschen fast eben die Wirkungen hervor, die ein heisser Ofen auf einen Teig hat, der um desto geschwinder seine Farbe verändert, je mehr er der Hize ausgesezt ist. Ein solcher Teig wird

allmälich

allmälich röthlich und braun. Wenn endlich die Hize übermäßig wird; so schwärzt sie die Rinde des Brods, ohne seine innern Bestandtheile zu verändern. Das mit Mehl vermischte Wasser, oder vielmehr die Feuchtigkeit des Teigs macht, daß die Hize auf den leztern eben so wirkt, als die Sonnenhize auf die Bewohner des heissen Erdgürtels, welche Feuchtigkeiten der Luft und Ausdünstungen auf eine ähnliche Art vorbereitet haben, die Einflüsse dieses Gestirns aufzunehmen.

Wenn man diese Völker, deren ich jezo erwähnt habe, früge, ob alle so sehr von einander verschiedene Menschen aus einem einzigen Stamme, von einem Vater und einer Mutter entstanden sind, und ob diese ersten Eltern weiß waren; so werden sie, ungeachtet es außer Zweifel ist, daß der einzige von Gott erschaffene Mensch, und das aus seiner Rippe genommene Weib weiß waren, doch auf ganz verschiedene Art antworten. Die Negern werden behaupten, daß Adam schwarz gewesen sey: die Amerikaner werden ihn mit rother oder brauner, und die Asiaten mit Olivenfarbe bekleiden. Und alle diese Völker werden für ihre Meinung Gründe, gute oder schlechte vorbringen. Adam wurde nach der Schrift aus Erde geschaffen, und ein noch nicht bebautes Erdreich pflegt gemeiniglich roth oder

röthlich zu seyn. Eben daher hat der erste Mensch auch seinen Namen erhalten; denn Adam heißt so viel, als Roth. Eva war von derselbigen Farbe, oder doch nicht weit davon entfernt. Denn Adams Farbe konnte der weißern Farbe Evens zu gefallen ein wenig geschwächt werden. Diese Farbe pflanzte sich auf ihre Kinder fort, und die weiße Farbe ist daher diejenige, die ursprünglich vom ersten Menschen gekommen ist, und die sich auch unter den weißen Völkern erhalten hat, weil sie niemals unter Himmelsstrichen gewohnt haben, und auch noch jezo nicht wohnen, wodurch sie hätten geschwärzt, oder in Negern verwandelt werden können.

Daß in der Folge diese weiße Farbe allmälich dunkler geworden, und in die Kupfer- und Olivenfarbe, die den Asiaten und Amerikanern eigenthümlich ist, übergegangen sey, darinn findet man keine große Schwierigkeiten; Feuchtigkeit, Klima und Sonne haben, glaubt man, diese Wirkung hervorbringen können: daß sie sich aber gänzlich verwandelt haben, und so ausgeartet seyn sollte, als man sie in den afrikanischen Negern im heissen Erdgürtel entdekt, das, sagt man, übertrifft allen Glauben. Und doch ist es dieselbige Ursache, die, in Afrika stärker als anderswo wirkend, dieses Wunder hervorgebracht hat. Die Schwärze ist in der

Folge

Folge den Negern eben so natürlich geworden, als es die weiße Farbe den Bewohnern der gemäßigten Zone ist.

Aber (fährt man man weiter fort) wie ist es möglich, daß von einem einzigen Menschenpaare so viele verschiedene Menschenracen entstehen konnten? Diese Verwunderung wird um desto stärker, da dieselbigen Erscheinungen sich uns alle Tage in Europa zeigen. Die Abweichungen der Natur schränken sich nicht blos auf die einander entgegengesezte weiße und schwarze Farbe ein, und Varietäten, die unser Auge am stärksten rühren, kosten der Natur nicht mehr, als solche, die weniger merklich sind. Wenn man durch entscheidende Erfahrungen ihre verschiedenen Wirkungsarten genauer kennen lernen könnte; so würde man es vielleicht für eben so seltsam und ungewöhnlich halten, ein Kind mit weissen Augen von Aeltern geboren werden zu sehen, die schwarze Augen haben, als es einem jeden jezo vorkömmt, weiße Kinder von schwarzen Aeltern, oder schwarze Kinder von weißen Aeltern erzeugt zu sehen.

Gemeiniglich sind die Kinder ihren Aeltern oder Vorältern ziemlich ähnlich, und die Varietäten, womit sie geboren werden, sind oft Wirkungen dieser Aehnlichkeiten. Solche Varietäten würden,

wenn

wenn man sie weiter verfolgen könnte, in irgend einem entfernten Vorfahr gefunden werden. Dergleichen Züge erlöschen in einzelnen Individuis, werden in andern wieder geboren und erscheinen also sehr oft zu unsrer großen Verwunderung im Enkel oder Urenkel wieder, der weder seinem Vater noch seiner Mutter gleicht, aber alle Züge seines Grosvaters oder Urgrosvaters in sich vereinigt.

Die Natur schließt die Keime aller dieser Varietäten in sich, die dann durch Kunst, Klima und einige andere Ursachen aufgewekt und in Wirksamkeit gesezt werden. Wie oft sieht man nicht neue Racen von Hunden, Tauben und andern Thieren, die vorher nicht da waren, aber aus einzelnen Individuis zu wirklichen Racen sich vermehrt haben? Die Formen sind, wie die Farben, in beständigen Abwechselungen und Veränderungen; und die ganze Art selbst verwandelt sich allmälig. Dies gilt nicht allein von Thieren; denn wir sehen alle Tage neue Racen von schielenden, hinkenden, podagrischen und bukeligten Personen entstehen, und es bedarf vielleicht keiner langen Reihe von Zeugungen, um dergleichen Geschöpfe sich weiter verbreiten zu sehen.

Afrika ist nicht der einzige Erdtheil, in welchem sich Varietäten der Farbe finden; Asien und Ame-

rika

rika enthalten auch dergleichen; man sieht hier Schwarze, deren Kinder weiß oder vielmehr braun sind, und deren Farbe sich von Vater auf Sohn fortpflanzt. Daraus erhellt, daß die weiße und schwarze Farbe nur zufällige Wirkungen von gewissen Klimaten sind, die unter andern Himmelsstrichen sich wieder verlieren. Ein jeder weiß es, daß die Schwärze den Raben und Amseln so natürlich als den Negern ist; unterdessen habe ich weiße Raben, weiße, grüne und rothe Amseln, endlich weiße und graue Wölfe gesehen. Solche Varietäten würden allmälich Racen erzeugen, wenn man dergleichen ziehen oder erzielen wollte. Der Unterschied und Uebergang vom Weißen zum Schwarzen, der in unsern Augen so auffallend ist, ist so geringe für die Natur, daß die kleine Verwundung einer Pferdehaut die schwarze Farbe verschwinden, und die weiße wachsen macht, ohne die Mittelfarben durchzugehen.

Aus den von schwarzen Aeltern gebornen weißen Kindern läßt sich schon vermuthen, daß die weiße die ursprüngliche Farbe der Menschen, und die Schwärze nur eine jezt erbliche Varietät sey, die vor einigen Jahrhunderten entstanden, und den Grund der weißen Farbe noch nicht ganz verschlungen habe, weil sie sich immer noch äußert. Da

also

also (und diese Beobachtung hat gar keine Ausnahme) alle Kinder der afrikanischen Negern weiß geboren werden; so müßten doch unter den vielen Völkern in Europa dann und wann auch einige schwarz geboren werden, wenn die Natur die schwarze Farbe so leicht und eben sowohl als die weiße hervorbrächte. Dies geschieht aber niemals, und daraus kann man also mit Recht schliessen, daß die weiße die natürliche Farbe der Menschen sey, und daß die schwarze nur durch eine von aussen wirkende Ursache die erbliche Farbe der im heissen Erdgürtel wohnenden Völker geworden sey, unter denen aber die ursprüngliche Farbe noch nicht so gänzlich vertilgt ist, daß sie nicht wieder erscheinen, und sich sowohl bey der Geburt, als dem Tode, der Negern zeigen sollte. Alle Fakta nun, die ich in dem gegenwärtigen Kapitel vorgetragen habe, sollen dem folgenden zur Grundlage dienen.

Zweites Kapitel.

Von dem Ursprunge der Negern und der physischen Ursache ihrer Farbe.

Die heilige Schrift und die übereinstimmenden Ueberlieferungen aller ausgebildeten Völker des Erdbodens lehren uns, daß alle Menschen von einem

einem einzigen Vater und einer Mutter herkommen, und daß wir die Weißen als die Stammgattung der Menschen betrachten müssen. Es ist wahr, die Natur verirrt sich zuweilen, und der Zufall ist nicht ganz unwirksam; allein über kurz oder lang übt jene ihre alten Rechte wieder aus. Es werden bisweilen Menschen von einer außerordentlichen Größe, und wiederum andere von einer eben so ungewöhnlichen Kleinheit geboren, die allmälich sich zu ganzen Völkern vermehren würden, wenn man sie sorgfältig zu ziehen suchte. Dergleichen Fälle nennen wir Abweichungen der Natur. Wenn wir aber die Negern ansehen; so kommt es uns unbegreiflich vor, wie die Nachkömmlinge des ersten Menschen jemals in diese Race ausarten konnten, weil wir die physische Ursache ihrer Schwärze nicht mit dem gehörigen Eifer aufsuchen. Es ist also nicht unwichtig, diese Materie einmal bis auf den Grund zu untersuchen.

Es ist ausgemacht, daß Adam, Eva und ihre ersten Nachkommen weiße Menschen waren, und daß diese leztern, Noah und seine Familie ausgenommen, alle in der Sündfluth umkamen. Vom Adam also bis auf die Sündfluth war noch keine einzige schwarze Völkerschaft auf der Erde: denn wenn dergleichen da gewesen oder entstanden wäre;

so

so würde diese Erscheinung von den heiligen und weltlichen Geschichtschreibern nicht unbemerkt geblieben seyn. Sie hat aber besonders aus zwoen Ursachen nicht statt gefunden. Die erste ist diese: daß keine von den Nachkömmlingen Adams bis in die heiße Zone sich verbreitet hatten, und also auch nicht die Verwandlung erfahren konnten, die Klima, Feuchtigkeit der Luft und Sonnenhize darinn hervorbringen. Die zweite Ursache ist diese: daß diese Gegenden den Menschen vor der Sündfluth noch unbekannt waren. Man könnte noch eine dritte nennen, die auch von den Menschen nach der Sündfluth gölte. Keiner wollte sich gern in troknen, brennenden und wüsten Gegenden niederlassen, die mit diken Wäldern überdekt und mit den wildesten Thieren angefüllt waren, und in denen die heissen Sandwüsten ihnen ganz unfähig schienen, jemals etwas zum Unterhalt der Menschen hervorzubringen. Diese Bewegungsgründe waren stark genug, um die ersten Menschen von der Bevölkerung des heissen Erdgürtels abzuhalten, da sie allenthalben ein erträglicheres Klima, einen reichern Boden und angenehmere Gegenden fanden.

Nach der Sprachverwirrung bey dem Thurm zu Babel trennten sich die Kinder Noah und liessen sich in denjenigen Gegenden nieder, die ihnen zu

Theil wurden. Je stärker sie sich vermehrten; desto mehr breiteten sie sich auch in wüste Gegenden aus, und erst nach vielen Jahrhunderten drangen sie bis an gewisse Enden der Erde vor. Auch diejenigen, die aus Furcht oder aus Neugierde Afrika zuerst besezten, waren, wie alle Kinder und Nachkommen Noahs, weiß; allein Thau, Luft und die zurükgeworfenen Sonnenstralen machten sie bald braun, dann schwärzlich, und nach einigen Zeugungen mehr oder weniger schwarz, je nachdem sie den Einwirkungen der genannten Ursachen mehr oder weniger ausgesezt waren. Diese Verwandlungen nun pflanzten sich von Generation auf Generation fort. Nicht also die Natur des Menschen hat sich verändert, sondern nur allein seine Haut, die die Eindrüke des Klima und des Sonnenbrandes empfangen hat. Wenn aber eine beträchtliche Zeit nöthig war, um diese Verwandlung zu bewirken; so würde eine viel kürzere hinreichen, die Natur wieder in ihre alten Rechte einzusezen. Denn mir scheint es außer allem Zweifel zu seyn, daß ein Geschlecht von Negern und Negerinnen, nach Europa verpflanzt, allmälich die ursprüngliche Menschenfarbe wieder erhalten, und weiß werden würde.

Das, was ich jezo behauptet habe, ist im geringsten nicht unglaublich oder unbeweisbar. Die Geschichte lehrt, daß die Saracenen im siebenten Jahrhundert das westliche Afrika angriffen, es eroberten, sich darinn niederliessen und ihre Sprache, Geseze, Religion und Gewohnheiten einführten. Diese Saracenen waren ohne Widerrede weiß, braun oder gelb, nach der Verschiedenheit des Klima, unter welchem sie gewohnt hatten. Nach einigen Zeugungen wurden sie so schwarz, als die alten Bewohner von Afrika, und keiner von ihnen behielt im heißen Erdgürtel seine ursprüngliche Farbe. So wie sie durch ihre Sprache, Religion, Sitten, Geseze und Gebräuche Afrika umkehrten; so verwandelte Afrika in der Folge ihre Haut und ihre Farbe wieder. Diejenigen, welche die Königreiche Marokko, Salee und Tafilet eroberten, oder sich in andern eben so weit oder noch weiter vom heissem Erdgürtel entfernten Gegenden niederliessen, haben die eigenthümliche Farbe dieser Länder erhalten, und sind weiß oder braun geblieben, weil in solchen Luft, Näße und Sonnenhize weniger mächtig sind, als in Nigritien, und also auch nicht dieselbigen Wirkungen hervorbringen.

Diese Araber oder Mohren verbreiteten ihre Eroberungen bis nach Spanien aus, wo sie ihre Farbe gewiß nicht so veränderten, als diejenigen, die sich in Afrika niedergelassen hatten. Wenn aber diejenigen Saracenen, die Spanien einnahmen, in Afrika geblieben wären; so würden sie auf eine ähnliche Art verwandelt worden seyn. Nur Klima also und Sonnenhize allein haben die Farbe der afrikanischen Saracenen verwandelt, und ihr einen fremden schwarzen Anstrich mitgetheilt.

Aehnliche Veränderungen der Haut und Farbe werden durch andere Fakta und Beweise bestätigt, die niemand abläugnen wird und kann. Die Portugiesen, deren Abkömmlinge noch jezo in Afrika wohnen, fiengen gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an, sich in diesem Erdtheile niederzulassen. Sie bauten zur Sicherheit ihres Handels Komptoire und Festungswerke. Sie bevölkerten nicht allein die Inseln, sondern auch die Ufer des Meers und der beträchlichsten Flüsse zwischen dem weißen Vorgebirge und dem Flusse Les Bisseaux. Diese Portugiesen waren bey der Gründung ihrer Niederlagen nichts weniger als schwarz, sondern braun, und wurden entweder durch Wahl oder Zufall veranlaßt, sich auf den Inseln, oder auch an den Küsten von Afrika niederzu-

derzulassen. Die ersten, die sich auf den kanarischen Inseln niederließen, haben während drey ganzer Jahrhunderte, und so vieler Zeugungen, die auf einander gefolgt sind, fast nicht die geringste Veränderung gelitten, nur daß ihre Farbe etwas dunkler braun ist, als die Farbe der gebornen Portugiesen zu seyn pflegt. Die übrigen aber, die näher am heißen Erdgürtel ihre Size nahmen, wurden bald durch die Einflüsse der Luft, des Thaus und der Sonne auf die sonderbarste Art verändert. Sie sahen sich nämlich nach verschiedenen Generationen in eben solche Negern verwandelt, als die Eingebornen des Landes waren. Sie selbst wurden durch diese Erscheinung befremdet, und erkannten sich nur an ihrer Sprache, ihren Sitten, ihrer Religion und ihrem Geseze wieder. Keiner behielt seine ursprüngliche Farbe; nach einigen Zeugungen war die Verwandlung geschehen; in der ersten entstand die Farbe halber Mulatten, in der zweiten die der wirklichen Mulatten selbst, in der dritten die der Mestizen, und die vierte artete ganz in die Farbe der Negern aus.

Ich selbst taufte im Jahre 1764 eine Menge dieser verwandelten Portugiesen. Voll Staunens über ihren Ursprung, und die mit ihnen vorgegangenen Veränderungen, suchte ich die Ursachen

sachen der leztern auf. Ich erhielt allenthalben' dieselbige Antwort, diejenige nämlich, die ich in dieser Abhandlung wieder mittheile. Um mich von ihrer Wahrheit noch mehr zu überzeugen, ließ ich zween Portugiesen zu mir kommen, die sich seit 1721 in Afrika niedergelassen hatten, und deren Kinder so schwarz waren, daß ich sie kaum von den Negernkindern unterscheiden konnte. Als ich sie aber nach der Taufe näher untersuchte, fand ich, daß der erste Anblik trüglich gewesen war, indem ihre Haut schwache Schattierungen der weissen Farbe zeigtte.

Um ganz hinter die Wahrheit zukommen, ließ ich diese Kinder waschen, und ich fand, daß diejenigen Theile, die dem Thau, der Luft, und der Sonnenhize am meisten ausgesezt zu seyn pflegen, viel schwärzer als die übrigen waren. So fand ich den Kopf, die obern Seiten der Arme, den Rükken, den Leib und die Schultern, die der Landesgewohnheit nach stets entblößt, und nur allein mit der Haut bekleidet sind. Hingegen war das Gesäß, das Innere der Hände, die Zwischenräume zwischen den Fingern und Beinen, das Unterkinn, der unterste Theil des Bauchs, und die Fußsohlen nicht allein weniger schwarz, sondern sie hatten auch eine merkliche Schattierung von

einer

einer weißen, wiewohl etwas schmuzigen, und ins Braune fallenden Farbe. Ich erkundigte mich nach der Ursache, und die Aeltern der Kinder antworteten aus langer Erfahrung, daß sie in den Einflüssen der Luft, des Thaus, und der übermäßigen Hize läge; daß die Kinder von denen, die ich getauft hätte, schwarz seyn würden, und daß nur einige Generationen dazu gehörten, um deren Nachkommen den Negern ganz gleich und ähnlich zu machen. Diese mit ihnen vorgegangene Verwandlung sey Ursache, daß sie den Entschluß nach Portugal, in ihr Vaterland, zurückzukehren, aufgegeben hätten, wo sie ihrer Schwärze wegen gewiß würden verachtet werden. Dies Faktum ist so gewiß, daß man es unmöglich bezweifeln kann; die Beweise dafür dauren noch jezo in Afrika fort.

Mehrere Schriftsteller, und unter diesen vorzüglich ein Neuerer, der durch seine Talente sowohl als Kenntnisse Hochachtung verdient, sagt: »daß es in Afrika Europäer gebe, die schon über »zweihundert Jahre darinn gewohnt hätten, und »noch immer ihre ursprüngliche Farbe beibehielten. Mitten unter einem großen Mohrenvolke »(sagt er andern nach, die ihn verführt oder hin»tergangen haben) und im Innern von Afrika

»zeigt

»zeigt sich eine Menschenrace, die milchweiß ist,
»und mit ihren gegenwärtigen Landesleuten einer-
»ley Bildung des Körpers und des Gesichts hat;
»es ist also offenbar, daß es weder Klima, noch
»Thau, noch Sonnenhize sey, wodurch die Schwär-
»ze der Negern erzeugt wird.«

Der Verfasser war allerdings von der Wahrheit dieser sonderbaren Behauptung überzeugt; allein ich frage, ob er nur einen einzigen zuverläßigen Gewährsmann, ein einziges glaubwürdiges Zeugniß dafür aufbringen kann? — Gewiß muß man Afrika gar nicht kennen, um so etwas zu behaupten. Alle diejenigen, die mit diesem Erdtheile bekannt sind, wissen, daß diese ganze milchweiße Menschenrace gänzlich erdichtet sey, daß sich nicht einmal ein einzelnes Individuum von dieser Farbe darinn finde, dergleichen es vielleicht schwer werden würde in Europa anzutreffen.

Dieses milchweiße Volk mitten unter einer Nation von Mohren, und im Mittelpunkte von Afrika, wird in der Absicht angeführt, um durch ihre weiße Farbe zu beweisen, daß Klima, Thau und Sonne nicht den geringsten Einfluß auf die Afrikaner haben und gehabt haben. Allein dies ganze Raisonnement ist grundlos; der Verfasser sollte oder kann doch wissen, daß die Mohren

nicht

nicht schwarz, sondern braun sind. Wenn sie also so weiß als Milch wären; so müßte diese Weiße die Wirkung des Klima seyn, weil es ausgemacht ist, daß sie nicht mit einer solchen Farbe nach Afrika gekommen sind. Denn welcher andern Ursache könnte man sonst noch die Veränderung der braunen Farbe in eine milchweiße zuschreiben? Indem also dieser Schriftsteller das Faktum übertreibt, redet er für die Sache, die er bestreiten wollte, und bestätigt meine Grundsäze.

Er sage also auch nicht weiter, um den Nichteinfluß des Klima in die Farbe der Menschen zu beweisen: »daß sich im Mittelpunkte von Afrika, »und unter einem großen Volke von Mohren eine »Race von Europäern fände, die von Geschlecht »zu Geschlecht ihre ursprüngliche milchweiße Far»be, neben der Bildung und Physignomie ihrer »jezigen Landsleute, der Negern, erhalte –« Wenn es dergleichen gäbe, so würden sie gewiß als solche in Afrika anerkannt, und von Geschichtschreibern erwähnt worden seyn. Ich frage aber die ganze gelehrte Welt, wo man diese Race von Europäern im Mittelpunkte von Afrika mitten unter Mohren zu suchen habe? – Kein Mensch wird mir ihre Wohnungen angeben können; ich habe

gewisse

gewisse Beweise vom Gegentheil, gegen die sich nichts einwenden läßt.

Das Klima, das von der Polhöhe abhängt, ist unveränderlich; aber Thau und die Luft, die wir einathmen, und diejenige Lage des Luftkreises, die der Erde am nächsten ist, und uns unmittelbar umgiebt, haben auf unsern Körper einen mächtigen Einfluß. Es läßt sich gar nicht zweifeln, daß nicht Veränderungen in dieser lezten Ursache auch merkliche Veränderungen in ihren Wirkungen hervorbringen müssen. In einem langem Zeitraum entstehen ganz verschiedene Gährungen in den Eingeweiden der Erde, und in ihr können Theile nicht auf eine ganz verschiedene Art gemischt werden, ohne daß dadurch besondere Veränderungen in den Gegenden entstehen, wohin sie sich ausbreiten. Eine Menge von Mineralien erfüllt die Luft mit ungleichartigen Dünsten, und diese Dünste dringen in unser Blut, geben unsern Körpern eine andere Disposition, lösen endlich das Gewebe der Haut auf, und bereiten sie endlich zu einer Veränderung der Farbe vor, die der Hize der Sonne entspricht, welche nicht allein auf die Körper wirkt, sondern auch auf die Nachkömmlinge einen Einfluß hat.

Zum Klima und Thau, welche die Theile der Haut auflösen, kommt endlich noch die heftigste

Ausdünstung, die alle Schweißlöcher öfnet, und die Haut um desto mehr den Sonnenstrahlen ausseżt, deren Hize und Wirkungen sie allmälich schwarz machen, wie wir es selbst in Europa an den Arbeitern und Tagelöhnern auf dem Felde sehen, die, der Sonne beständig ausgesezt, ihre Farbe ändern, und braun werden, im Winter aber ihre natürliche Farbe wieder erhalten.

Es ist allgemein bekannt, wie groß der Einfluß der Luft auf unsern Körper sey; die Veränderungen, die ungewohnte Luft und Wasser in unsrer Gesundheit hervorbringen, zeigen ihn. Es kann daher niemanden sonderbar scheinen, wenn Luft, Thau und Sonnenstrahlen, die alle in Afrika sehr heftig sind, die Ursachen der Schwärze der Negern werden. In Rußland und Pohlen sind Wölfe, Bäre und Füchse im Winter weiß, im Sommer hingegen von einer ganz andern Farbe, weil Luft, Sonne, u. s. w. in diesen Jahrszeiten verschieden sind. Die Haut dieser Thiere verwandelt sich nicht; nur ihre Haare nehmen in verschiedenen Jahrszeiten verschiedene Farben an. In Afrika sind Luft, Thau und Sonnenhize in allen Jahrszeiten ohngefähr gleich heftig, und es ist also nicht zu verwundern, wenn sie zu allen Zeiten auf dieselbige Art wirken, und die Farbe selbst sich nicht abändert.

Wenn

Wenn das gelbe Wachs, in einer gewissen Jahrszeit dem Thau und der Luft ausgesezt, seine Farbe ändert und weiß wird, (und zwar deswegen weiß wird, weil Luft und Nässe die fremden Theile, die es gelb färbten, auflösen,) so kann auch der heftige Thau und die feuchte Luft in Afrika das Gewebe der Haut erweichen und sie geneigt machen, die Einflüsse der Sonnenhize desto inniger und schneller aufzunehmen, wodurch sie denn endlich so durchdrungen wird, daß sie die schwarze Farbe annimmt.

Von Zeit zu Zeit sieht man in Afrika ganz andere Erscheinungen. Vater und Mutter von schwarzer Farbe erzeugen der Regel nach auch durchaus schwarze Kinder; unterdessen ist es nicht selten, daß sich unter einem Haufen von schwarzen Kindern auch ein weißes findet, das seine Farbe anfangs behält, aber nachher braun wird, und fast in die Farbe eines Mulatten übergeht. Wenn ein solches Kind sich mit einer Negerinn verheirathet; so erzeugt es Söhne und Töchter, die denen der übrigen Negern gleichen, und bis an ihren Tod schwarz bleiben.

Es kann also niemanden als etwas fremdes und außerordentliches vorkommen, wenn Luft, Feuchtigkeit und Sonnenhize die Haut der Menschen nach einigen Zeugungen verwandeln. Ein weißer

Vater also und eine weiße Mutter werden braune Kinder zeugen; die Kinder der lezten werden fast wie Mulatten aussehen; die von der dritten Zeugung werden halb schwarz, und die von der vierten ganz schwarz seyn. So ist es den Saracenen und Portugiesen, die sich in Afrika niedergelassen haben, ergangen, und so würde es andern Völkern auch ergehen, wenn sie ihre Wohnsize während einer zu dieser Veränderung nothigen Zeit in Nigritien aufschlügen.

Wenn viele Völker eine ihnen ganz eigenthümliche Gestalt, die einen eingedrükte Nasen, die andern spizige Köpfe und noch andere platte eingedrükte Bäuche haben; so liegt die Ursache allein darinn, daß die Gewohnheit zur Natur geworden ist. Aus ganz sonderbaren Begriffen über die Schönheit bildeten sich diese Völker ein, daß es ein anziehender Reiz sey, platte Nasen, spizige Köpfe und eingetriebene Bäuche zu haben. Um diese Annehmlichkeit zu erhalten, drükten sie ihren Kindern Nasen und Leiber ein, und spizten ihre Köpfe zu. Weil die Mütter in der Folge keine andere als platte Nasen und Leiber oder spizige Köpfe sahen; so drükten sich diese Bilder ihrer Einbildungskraft und den Kindern so tief ein, daß man nun nicht mehr nöthig hatte, diese eingebildeten Reize

zu erkünsteln. Ich selbst habe es in Afrika gesehen, daß die Mütter ihren Kindern die Nasen mehr und mehr eindrükten, und ihren Töchtern den Leib hineintrieben, damit ihr Rüken die Gestalt eines Sattels, und sie selbst ihrem Geschmak nach desto mehr Schönheit erhalten möchten. Denn unter den Negern ist ein Mädchen alsdenn am schönsten, wenn es eine glänzend schwarze Haut, eine platte Nase, einen eingedrükten Leib und dabey einen erhabenen Rüken hat, welche Bestandtheile der afrikanischen Schönheiten durch die Einbildungskraft und Künsteleien der Mütter eben so gebildet werden, als der Soldat durch das beständige Exerciren, oder der Officier durchs Fechten formirt wird.

Die Luft ist mit einer zahllosen Menge unmerklich kleiner Körperchen angefüllt, die aus der Erde aufsteigen, in einer unaufhörlichen schnellen Bewegung sind und, diejenigen abgerechnet, die wir einathmen, durch unsere Haut ins Blut dringen. Diese Theilchen sind metallisch, oder salpeter- und schwefelartig, nach der Verschiedenheit des Bodens, aus welchem sie in die Höhe steigen. Sie erzeugen allmälich große Unterschiede nicht nur in dem Innern, sondern auch in der äußern Farbe der Körper. Selbst in Frankreich haben die Anwohner

Von Minen, wie die in Nivernois und andern Gegenden, eine braunere Farbe, als die Bewohner der benachbarten Provinzen; eine Farbe, die so tief und dunkel ist, daß man sie kaum braun nennen kann. Die Böhmen sind fast halb schwarz, da ihre Nachbaren, die Sachsen, weiß, und die Bayern nur halb braun wegen der Verschiedenheit des Klima sind. Auch die Lütticher, die stets von den Dünsten der Torf- und Erdkohlengruben durchdrungen werden, beweisen das, was ich beweisen will. Die benachbarten Holländer, ungeachtet sie sich auch an Torf und Erdkohlen gewöhnet haben, unterscheiden sich doch durch ihre Farbe, weil sie den Gruben nicht so nahe sind. Ist ferner nicht der Unger von dem Niederländer verschieden? Woher anders der große Unterschied des Wassers, als aus dem Unterschied der Betten, die es durchläuft? Das Wasser, vereinigt mit den Speisen, dem Klima, dem Thau und der Sonnenhize, hat offenbar einen großen Einfluß auf die Natur unsrer Körper, und folglich auch auf ihre Farbe. Die Erfahrung lehrt, daß die Farbe von Zwirn, Wolle oder Seide sehr von der Beschaffenheit des Wassers abhängt, worinn sie getränkt werden. Nun wohnen die Negern in einem brennenden Klima, und in einem Lande, das ganz mit Gold- und Silber-

minen

minen, mit Eisen- und Schwefelgruben, kurz mit allen Arten von Metallen angefüllt ist. Diese Minen verbrennen das Erdreich so sehr, daß es an vielen Orten weder Gräser noch Kräuter und andere Gewächse trägt, und liegen meistens so nahe an der Oberfläche, daß aus ihnen nothwendig viele metallische Schwefel- oder salpetrische Dünste aufsteigen müssen. Diese Dünste nun durchdringen die Haut der Einwohner, und machen sie gegen die Einflüsse der Sonnenhize desto empfänglicher. Wenn nicht die Farbe der verschiedenen Völker durch solche zufällige, von außen wirkende Ursachen verändert würde; so müßten sie nothwendig alle, da sie doch von einem gemeinschaftlichen Vater und Mutter entsprossen sind, die Farbe ihrer ersten Eltern haben. Warum sollten sonst die Asiaten gelb oder kupferfarbig, die Europäer weiß, die Negern in Afrika schwarz und die Amerikaner roth seyn, wenn nicht die Verschiedenheit des Klima u. s. w. diese verschiedenen Farben erzeugte. Die Menschennatur selbst hat sich nicht geändert; sie ist noch immer dieselbige, und wird auch stets dieselbige bleiben. Aendern denn Wölfe, Bären, Füchse, Hirsche, die anders im Sommer und anders im Winter aussehen, deswegen ihre Natur? Im geringsten nicht. Diese Erscheinungen werden

durch

durch die Verschiedenheit der Jahrszeiten bewirkt, und überraschen uns nicht mehr; die Farbe der Negern hingegen sezt uns in Verwirrung oder Erstaunen, weil wir nicht daran denken, daß Hize, Luft und Dünste in Afrika fast immer dieselbigen sind, und daher auch beständig dieselbige unveränliche Wirkung hervorbringen.

Es ist ja allgemein bekannt, daß die Kinder der Negern weiß geboren werden, daß nur bloß die Wurzel ihrer Nägel und ihre Augen braun sind, und daß der übrige Theil ihres Körpers dem eines europäischen Kindes gleicht. Hier sehen wir die Wirkung der Natur, die in ihrem gewöhnlichen Gange ihren eigenen Gesezen treu bleibt; solche Kinder würden unter andern Himmelsstrichen die ursprüngliche Menschenfarbe in einigen Zeugungen wieder erhalten und behaupten: denn wenn die Schwärze ihnen natürlich und angeboren wäre; so würden sie sie mit auf die Welt bringen, was nur in dem einzigen Falle geschieht, wenn die Einbildungskraft der Mütter von dieser Farbe stark gerührt und der Eindruk dem Kinde mitgetheilt worden ist. In solchen sehr seltenen Fällen ist die Schwärze den Kindern auf eine gewisse Art angeboren worden; sie nimmt alsdenn in solchen Individuis immer mehr und mehr zu, und diese erhal-

ten zulezt eine schwarze Farbe, die viel glänzender, als die der übrigen Negern ist.

Wenn ein Neger von ohngefähr funfzig Jahren, auch etwas älter oder jünger, durch eine hefftige Krankheit aufs äußerste entkräftet und ausgemergelt ist, so wird er zulezt braun, so glänzend schwarz er auch vorher gewesen seyn mag; und sieht nicht brauner oder dunkler aus, als ein Böhme, oder Spanier, oder Provenzal. Wenn man es nicht vorher wüßte, daß er ein geborner Neger sey; so sollte man ihn für einen von den lezten halten. Ein solcher Neger nun verscheidet endlich, und zwo Stunden nach seinem Tode wird er so schwarz, als er vor seiner Krankheit war. Auch alsdenn, wenn er dem Tode entgeht, erhält er seine vorige Schwärze wieder. Alle diese Verwandlungen und Veränderungen habe ich selbst beobachtet, wenn ich den Kranken die Sakramente reichte, oder sie besuchte, oder endlich die Kinder christlicher Negern taufte.

Die Schwärze ist in den Negern so unwesentlich und zufällig, daß sie auf mehrere Arten getilgt werden kann. Die Wäscherinnen, die ihre Hände sehr oft in Wasser bringen, haben sie weiß. Negern oder Negerinnen, wenn sie an gewissen Theilen des Körpers verwundet oder verbrannt worden,

sind,

sind, erhalten an diesen verwundeten oder verbrannten Stellen eine weiße oder braune Farbe. Ihre Fußsohlen sind eben so weiß als die unsrigen, ihre Lippen eben so roth und ihr Blut von derselbigen Farbe und Beschaffenheit, als das Blut eines Pariſers. Diese Schwärze hat daher nicht ihren Grund im Blute, noch im Nezhäutgen, oder in den Absonderungsgefäßen, noch vielweniger in der Epidermis, mit der sie gar nichts zu thun hat.

Ein jeder weiß, daß die Haut die äußere Deke des Menschen ist, und daß sie aus Häuten, Muskeln, Sehnen, Gefäßen und Nerven besteht, die ihr eingewebt sind; daß dieses zellizte Gewebe mit einer fetten Materie ausgefüttert ist, dessen gehörige Vertheilung sehr vieles zur Schönheit der Haut und des Körpers beiträgt. Es ist ferner bekannt, daß diese Haut aus sehr feinen Lagen bestehe, in deren Zwischenräume die äußersten Aeste der Arterien ein Oel ansezen, woraus das Fett des Menschen entsteht; endlich weiß man, daß dies Fett und dessen Gewebe, die zwischen der Haut und dem übrigen Körper in der Mitte liegen, allen denjenigen Theilchen, die bis an die Oberfläche des Körpers vordringen wollen, einen Durchgang zulassen. Alle fibrigten Partikeln der Haut schlagen sich zu einer dichten und diken Deke zusammen, die aber

weich,

weich, elastisch und nach allen Seiten ausdehnbar ist. Die Nerven, die an der Haut liegen, erzeugen unter sich gewisse Drüsen, welche, verbunden mit andern Saftgefäßen, die Feuchtigkeiten zubereiten, die zur Biegsamkeit der Haut und zur Erhaltung des Gefühls nothwendig sind.

Der Nervensaft besteht wenigstens einestheils aus einer schleimigten, klebrigten Feuchtigkeit, die sowohl des Gerinnens, als des Assimilirens fähig ist. Dieser Saft giebt den Stoff zu unserm Wachsthum her, und ist über den ganzen Körper sowohl, als in die Nervenbündel vertheilt, die den Mukus erzeugen. Dieser Mukus bedekt die Warzen der Weiber, und erhält vorzüglich durch die natürliche Wärme die Konsistenz einer Haut, wozu noch die Berührung von andern flüßigen Körpern hinzukömmt, die nothwendig den Bestandtheilen dieses Schleims neue Grade von Adhäsion und Dichtheit geben muß. Hieraus entsteht endlich die Oberhaut, oder die Epidermis.

Alle aufgelöseten Gummis aber, wie alle Arten von Leim oder Kleister, erhalten, wenn sie der Luft ausgesezt werden, an der Oberfläche ein Häutgen, was der Epidermis ähnlich ist. Wenn wir dieses Raisonnement verfolgen; so werden wir sehr bald auf die Ursache der Schwärze kommen. So wie die

Häutgen von aufgelösten Gummis oder Kleister bey der Annäherung einer glühenden Schaufel in dem Augenblike A gelb, im Augenblik B braun, und im folgenden C halb oder ganz schwarz werden, nach dem Verhältniß der Hize der Schaufel und der Zeit, während welcher man sie nahe gehalten hat; eben so muß die Haut des Menschen, die mit einer dem Kleister und einem aufgelösten Gummi ähnlichen Materie unterhalten wird, auf eine ähnliche Art, bald mehr oder weniger verändert werden, je nachdem sie von den Stralen der Sonne, der Luft und ihrer Feuchtigkeit stärkere oder schwächere, länger oder kürzer daurende Eindrüke erhält. Gleichwie also das Gummihäutgen im Augenblik A nur bräunlich wurde; so wird die Haut im Augenblike A der Eindrüke, die sie erhält, auch nur gelbbraun seyn, und die Augenblike B, C, D, werden sie eben so schwarz machen, als die feurige Schaufel das Gummihäutgen gemacht hat. Der Augenblik A also kann für die menschliche Haut die erste Zeugung, und die Augenblike B, C, D, die folgenden ausdrüken. So war gewiß die Fortschreitung der Eindrüke auf die Haut der ersten Bewohner von Nigritien und ihrer Nachkommen beschaffen, in welchen die Farbe von Zeugung zu Zeugung immer dunkler und dunkler wurde, bis sie

endlich

endlich in die völlig schwarze übergieng. Es ist also gar nicht zu verwundern, daß eine Folge von Generationen dazu gehörte, damit diese Erscheinung durch Sonnenhize, Luft und Feuchtigkeit erzeugt werden konnte, weil diese physischen Ursachen der Schwärze der Negern nur sanft, langsam und fast unmerklich auf ihre Haut wirken, und dieses durch eine weise Einrichtung des Schöpfers; denn wenn der menschliche Körper, der eine Zusammensezung der künstlichsten Organen, Fibern, Gefäße, u. s. w. ist, nicht auf einmal verwüstet oder umgekehrt werden sollte; so mußten sie langsam und allmälich, wie wirklich bey der Haut der Negern geschieht, wirken. Mein System wird sich im folgenden Kapitel noch mehr aufklären.

Drittes Kapitel.

Widerlegung und Untersuchung verschiedener Systeme über den Ursprung der Negern und die Ursache ihrer Farbe.

Alle Schriftsteller, die zum wenigstens wahrscheinliche Hypothesen über den Ursprung der Negern und die Ursache ihrer Farbe festsezen wollten, haben eben so viele unüberwindliche Schwierigkeiten gefunden, als sie Meinungen annahmen, weil sie die wahren Ursachen dieser Erscheinung

ver-

verfehlten. Um aus diesen Schwierigkeiten herauszukommen, drehten sie sich nach allen Seiten, aber vergebens. Statt diese Materie auf eine befriedigende Art zu ergründen, haben sie sie vielmehr mit einem diken Schleier überdekt, gegen welchen die Vernunft und Erfahrung sich gleich stark erklären, u. s. w. — Um meine Leser ganz zu befriedigen, will ich alle vor mir vorgetragene Systeme prüfen, und diese Prüfung, vereinigt mit den obigen Raisonnements, wird sie, hoffe ich, in Stand sezen, ein entscheidendes Urtheil über die wahre Ursache der Farbe der Negern fällen zu können.

Einige glaubten, wenn sie auf Gerathewohl riethen, recht zu rathen, und leiteten die Farbe der Negern aus dem Genusse gewisser Wasser ab, die durch ihre geheimen Kräfte die Negern schwärzen sollten. Um dieser Vermuthung einigen Glauben zu verschaffen, trauten sie dem Wasser in Afrika dieselbige Kraft zu, die den beiden berühmten Quellen in Böotien eigenthümlich gewesen seyn soll, von denen die eine, der Sage nach, die Schaafe weiß und die andere schwarz färbte. Man führte ferner das Wasser von Siberis an, das, wie man vorgiebt, Menschen und Ochsen, die davon tranken, die schwarze Farbe mittheilte. Aus diesen Nachrichten schloß man, daß die Bewohner von

Afrika

Afrika ihre Schwärze auch nur durch die geheimen Kräfte des Wassers, was sie trinken, erhalten haben könnten. Es ist unbegreiflich, wie eine so schiefe, so unwahrscheinliche, aller Erfahrung so sehr widersprechende Vermuthung nur einen Augenblik Glauben finden konnte. Wenn es auch je weiß und schwarz färbende Quellen gegeben hätte; woher wüßte man es, daß das Wasser in Afrika von derselbigen Beschaffenheit sey, und daß ein Theil seiner Einwohner dadurch ihrer Haut nach so sehr verwandelt worden? Woher kam es, daß das Wasser in Afrika nur allein auf die gebornen Afrikaner wirkte, wie das Wasser von Siberis nur an Menschen und Ochsen seine Kraft bewiesen haben soll? Aus was für Ursachen sollten denn Franzosen, Engländer und andere Nationen ohne Gefahr einer Hautverwandlung davon trinken können? Allein, solche kräftige Wasser haben nie anderswo als in der Einbildungskraft einiger Rather existirt, die Afrika gewiß nicht kannten, weil sie sonst ganz anders davon würden geredet haben.

Andere stellen es sich als sehr begreiflich vor, daß die Veränderung der Farben ursprünglich wohl auf dieselbige Art habe entstehen können, auf welche die Schaafe Jakobs verschiedene Farben erhielten. So wie die Einbildungskraft der Mutter-

schaafe

schaafe in dem angeführten Falle durch die verschieden-farbigten Stäbe so sehr gerührt wurde, daß ihre Lämmer die Zeichen davon erhielten, eben so sey wahrscheinlich die Phantasie der Mütter der ersten Negern durch die schwarze Farbe so sehr erhizt worden, daß sie in ihre Kinder übergegangen sey. Solche einzelne Fälle wären, glaubt man, hinreichend, die schwärze Farbe von einem Geschlechte zum andern forzupflanzen, besonders wenn noch andere Ursachen diese Wirkung beförderten, oder befördert haben sollten.

Freilich bringt eine lebhafte Einbildungskraft in Afrika eben so oft als in Europa seltsame, außerordentliche Erscheinungen hervor. Allein aus solchen seltenen Fällen konnte man doch nicht auf alle schließen, und ein bloßer Zufall ließ sich doch nicht gut als eine allgemeine Ursache der Farbe der Negern ansehen; man nahm daher noch eine andere Wendung, und sezte voraus, daß die Nachkommen Adams diese Farbe allmälich eben so erhalten hätten, wie gewisse Füchse u. s. w. in gewissen Ländern eben diese Farbe, oder gewisse Rebhüner rothe Schnäbel und Füße, oder endlich wie die Kameele im alten Baktrien zween Höker erhalten haben; endlich stellte man sich vor, daß sie eben so entstan-

den

den sey, wie die unendliche Mannigfaltigkeit von Hunderacen und andern Thieren entstanden ist.

Diese Schriftsteller kannten aber gewiß weder das Klima, noch den Thau und die Hize in Afrika; sie wußten von den Verwandlungen der Portugiesen und Saracenen nichts; ihnen war selbst die zuverläßige Geschichte dieses Erdtheils unbekannt. Sie hatten nichts davon gehört, daß Afrika mit unzähligen Mineralien angefüllt ist, deren Ausdünstungen, vereinigt mit der heftigen Transspiration der Negern, der Feuchtigkeit der Luft und dem Brande der Sonnenstralen, den Afrikanern ihre Farbe gegeben haben. So unwahrscheinliche Meinungen verdienen keine längere Widerlegung.

Es ist doch sonderbar, (sagt man,) daß die Araber zuerst und nach ihnen die Portugiesen ihre Size unter einem schwarzen Volke nahmen, gegen welches sie einen natürlichen Abscheu haben mußten, da ihnen ferner so viele andere Länder offen standen, in denen sie gewiß mehr Vergnügungen und Bequemlichkeiten des Lebens gefunden hätten. Allein hierinn ist nichts befremdendes. Das Land der Negern ist reich an Goldminen, welche für die Saracenen und Portugiesen Reize genug enthielten, um ihnen den Gedanken, sich in der Nachbarschaft derselben niederzulassen, einzuflößen. Ihr Gold-

geiz wurde befriedigt, und sie fanden noch überdem in Afrika ohne Mühe und Arbeit die Nothwendigkeiten des Lebens. Brauchte es noch andere Bewegungsgründe für Menschen, die sich in fremden Gegenden niederlassen, und in Müßiggang und Unabhängigkeit leben wollten?

Auch diejenigen, welche die Ursache der Schwärze der Negern in dem Fluche Chams finden, den er über seinen Bruder Kanaan aussprach, auch diese irren sich gröblich. Die Nachkommenschaft des leztern nämlich schloß sich im Lande Kanaan und in Syrien ein, und hat nie einen Neger hervorgebracht. Die Urheber dieser Vermuthung also sündigten eben so sehr gegen die Physik, als die Geschichte. Noch andere leiten die Negern vom Kain, und ihre Schwärze von dem Fluche ab, der über ihn ausgesprochen worden. Diese Farbe sey das Zeichen des Fluchs, das sich in seiner vermaledeiten Nachkommenschaft fortgepflanzt habe. Man läßt endlich die rothen Amerikaner von eben dem Kain durch den Lamech abstammen, der zwoer Mordthaten schuldig war, und dessen Verbrechen sieben und siebenzigfältig bestraft werden sollte, da Kains That nur siebenfältig geahndet werden sollte.

Die Strafe des Brudermörders Kain und des doppelten Mörders Lamech bestand, (sagt man,)

darinn, daß sie unstet und flüchtig auf der Erde seyn sollten, und Gott drükte ihnen daher Zeichen des Fluchs ein, die alle diejenigen, denen sie begegnen würden, abhalten sollten, sie umzubringen. Diesem Systeme zufolge, haben die vom Lamech abstammende Amerikaner ihre rothe Farbe gleichfalls als ein Zeichen des über ihren Stammvater ausgesprochenen Fluchs erhalten. Der Urheber dieser ungereimten Meinung nimmt ohne allen Beweis an, daß die rothen und schwarzen Nachkommen Kains und Lamechs durch die Sündfluth nicht umgekommen und nur allein die Länder überschwemmt worden sind, die von den Nachkommen Seths bewohnt waren, aus welchen Noah mit seiner Familie gerettet wurde.

Der Erfinder dieses Gedankens, der sich auf Unkosten des Publikums, der Physik und Geschichte lustig gemacht hat, bedachte nicht, daß Lamech durch die angeführten Worte sich nur furchtbar machen und anzeigen wollte, daß, wenn ihn jemand wider Gottes Verbot umbringen sollte, sein Tod mehr, als der Tod Kains, gerochen werden würde. Die Allgemeinheit der Sündfluth ist so ausgemacht, daß es überflüßig seyn würde, neue Beweise dafür vorzubringen, und Moses sagt ausdrüklich, daß das ganze menschliche Geschlecht von Noahs

drey

drey Söhnen abstamme. Selbst die Negern kennen die Geschichte der allgemeinen Sündfluth, und diese ist die einzige Ueberlieferung, die sich unter ihnen erhalten hat.

Noch andere behaupten, daß Chus der Stammvater der Negern sey, weil die Aethiopier ihn für den Stifter ihres Volks erkennen, und sein Name im Hebräischen schwarz oder von der Sonne verbrannt bedeutet. — Allein die schwarze Farbe ist so wenig zu Noahs Zeiten, und in seiner Familie entstanden, oder eine Züchtigung der göttlichen Gerechtigkeit geworden, daß man unter den Kananitern und Jebusitern, die einen Theil der Chamischen Nachkommenschaft ausmachten, nie einen Negern gefunden hat. Der Fluch fiel auch nicht auf Chus, sondern seinen Bruder Kanaan; denn dieser war es, der dem Cham die Blöße Noahs entdekte. Die Wirkung des zweimal wider Kanaan ausgesprochenen Fluches sollte unstreitig seine Knechtschaft oder Unterwürfigkeit unter seinen Brüdern seyn. Dieser Fluch ist auch durch die Unterwerfung der Kananiter unter die Israeliten erfüllt worden. Man darf also die Kananiter und Negern nicht mit einander verwechseln, da jene mit diesen nicht die geringste Aehnlichkeit hatten.

Wenn übrigens die schwarze Farbe ein Zeichen des Fluchs über Kain oder Cham, oder Kanaan, Lamech und Chus gewesen wäre; so würde die heilige Schrift und auch die Tradition diese große Verwandlung uns gewiß erhalten haben; eine so merkwürdige Strafe hätte gewiß die erste Stelle in der heiligen Geschichte oder in ihren ältesten Auslegern verdient und erhalten. Es hätte aber zugleich eine zweite Eva erfunden werden müssen, die einen ähnlichen Fluch verdient hätte, um Negern gebären zu können: ein Umstand, von welchem die heilige Geschichte nichts sagt. — Ferner waren Noah und sein Weib weiß; sie stammten von Seth ab, und würden sich mit den verfluchten Nachkommen Kains, wenn dergleichen auch fortgedauret hätten, gewiß nicht verbunden haben. — Um also die Entstehung der schwarzen Menschenrace zu erklären, bleibt nichts weiter übrig, als zu sagen, daß Klima, Sonnenhize und Nässe derjenigen Länder, wohin Noahs Nachkommen sich allmälich verbreiteten, diese Farbe erzeugt haben.

Man lese die ersten Reisebeschreibungen der Franzosen nach Kanada, und man wird finden, daß selbst die Wilden die Ueberlieferung einer allgemeinen Sündfluth unter sich erhalten haben. Sie

gestan-

gestanden, daß ihr Land mit allen seinen Einwohnern überschwemmt worden, und nur ein einziger Mensch übrig geblieben wäre, der mit Hülfe eines Wieselweibchens ihren Erdtheil wieder bevölkert hätte. Diese rohen Völker also verkannten die Geschichte der Sündfluth nicht, ungeachtet sie sie mit Fabeln vermischten, und die wahren Umstände dieser großen Begebenheit verloren hatten.

Es ist bekannt, daß alle Nationen, die Palästina, oder das Land Kanaan, das den Kindern Israel verheissen war, bewohnt haben, von Kanaan abstammten, und in verschiedene große Zweige getheilt waren. Kein einziges dieser Völker war schwarz; und Noahs Fluch zog also nicht eine Veränderung der Farbe nach sich. Die Negern haben daher ihre Schwärze nicht von dem Fluch Noahs über Cham erhalten, dessen Kinder weiß waren.

Erster Abschnitt.

Ueber den Ursprung der Saracenen und Negern.

Die Mohren, oder Araber, oder Saracenen, wie man sie nennen will, die Afrika in der Mitte des siebenten Jahrhunderts einnahmen, und sich bis an den westlichen Ocean darinn ausbreiteten, stammen von Ismael, einem Sohne Abra-

hams

hams und seiner Beischläferinn Hagar ab. Sie wurden daher anfangs Ismaeliter oder Hagarenier genannt, gaben sich aber nachher selbst den ihnen edler scheinenden Namen der Saracenen, weil sie ihm zufolge von der Sara, dem rechtmäßigen Weibe Abrahams, abzustammen schienen. Gott hatte diesem heiligen Patriarchen versprochen, daß sein Sohn der Stammvater eines großen Volks werden würde; eine Verheissung, die gewiß auf das vollkommenste erfüllt worden ist. Seine Nachkommenschaft nämlich bewohnt nicht nur das ganze Arabien, sondern hat auch den größten Theil von Afrika von Aegypten bis an das westliche Weltmeer, Palästina, Syrien, Mesopotamien, und die benachbarten Länder eingenommen. Diese Saracenen vereinigten sich mit den ursprünglichen Bewohnern der von ihnen eroberten Länder, und machten in der Folge mit ihnen nur ein Volk aus, was nur eine Religion bekannte und eine Sprache redete. Zur Zeit der Eroberung waren sie ohne Widerrede weiß oder gelbbraun, und sie können daher ihre Farbe nur allein durch die physischen Einflüsse des Klima, des Thaus, der Sonnenhize, u. s. w. verändert haben. Diejenigen, die sich in Nigritien niederliessen, sind allmälich nach einer langen Reihe von Zeugungen schwarz geworden.

Die

Die übrigen haben nur eine etwas dunklere oder braunere Farbe erhalten, als sie hatten, da sie ihr Vaterland verliessen, weil die eben genannten Ursachen der Schwärze anderswo nicht so stark auf sie wirkten, oder wirken konnten.

Diese Saracenen sind allenthalben dieselbigen, allenthalben verhaßt, Räuber und herumschwärmend. Man kann ihnen die Abkunft von Ismael nicht absprechen, weil sie, wie er, mit allen übrigen Menschen Krieg führen, oder von ihnen bekriegt werden. Ismael bekam keinen Antheil an dem Vermögen Abrahams, sondern wurde mit seiner Mutter weggejagt und gezwungen, so gut zu leben, als er konnte. Er unterließ daher nicht, wie er es seiner Mutter vorhergesagt hatte, zu rauben, und sich des Eigenthums anderer zu bemächtigen, um sich wegen des ihm entzogenen väterlichen Erbtheils schadlos zu halten. Dieses Handwerk machte aber ihn sowohl, als seine Nachkommen, verhaßt; sie leben daher unter Zelten oder beweglichen Hütten, um in jedem Fall den ankommenden Verfolgern auszuweichen, oder auch einer jeden sich darbietenden Beute sich sogleich bemächtigen zu können.

Diese Lebensart flößte ihnen den Gedanken ein, Afrika zu besezen, das in den westlichen Theilen fast ganz wüste war. Sie liessen sich als unum-

schränkte Herren nieder, und führten ihre Sitten, ihre Sprache, ihre Religion und ihre Denkungsart ein, die in Afrika noch bis auf den heutigen Tag herrschen. Ein Theil nahm die Königreiche Fez, Marokko, Tafilet ein, andere die benachbarten Länder, und noch andere endlich liessen sich gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts in Nigritien nieder. Sie verloren allmälich ihre Farbe, wie ich schon gezeigt habe, theilten aber der kleinen Zahl der ursprünglichen Bewohner von Nigritien ihre Religion mit. Diese gewöhnten sie gleichfalls nach ihrem Beispiel, bald in diesen, bald in jenen Gegenden zu leben, und alle andere Menschen zu berauben, wodurch sie auch in kurzer Zeit eben so verdorben wurden, als die Saracenen selbst waren.

Alle afrikanischen Mohren, sowohl die braunen, als die in Neger verwandelten, haben dieselbige Sprache, dieselbigen Sitten und dieselbige Lebensart. Beide sind gleich wenig bedekt, und wohnen in denselbigen Hütten.

Wäre es nicht eine wahrscheinliche Vermuthung, wenn ich sagte, daß derjenige Theil von Afrika, der unter dem heissen Erdgürtel liegt, erst bey der Ankunft der Saracenen bevölkert und die Saracenen allmälig in Negern verwandelt worden? Man

könnte

könnte dieses daraus schliessen, weil der größte Theil der Einwohner Mahumedaner sind, und keine andere, als die arabische Sprache reden. — Ich habe mehrere Gründe für diese Hypothese, die ich aber in einem andern Werke weitläuftiger auszuführen mir vorgesezt habe.

Wenn man die Negern frägt, woher es komme, daß einige Völker schwarz, andere weiß, noch andere braun oder kupferfarbig sind, so antworten sie, daß unter Noahs Söhnen einer schwarz, ein anderer weiß und ein dritter braun oder kupferfarbig gewesen sey, und daß ihre Weiber gleiche Farbe mit ihren Männern gehabt hätten.

Die Geschichte, die die Marabus von diesen dreien Kindern erzählen, ist so sonderbar, daß ich sie meinen Lesern nicht vorenthalten will. Als Noah und seine Frau gestorben waren, (sagen sie) versammleten sich die drey hinterlassenen Söhne, um die Erbschaft zu theilen, die in Gold, Silber, Edelgesteinen, Vieh, Waffen, Möblen, besonders aber in Pfeifen und Tabak bestand. Nachdem sie das väterliche Vermögen untersucht hatten; sezten sie die wirkliche Theilung bis auf den folgenden Tag aus. Die drey Brüder aßen, tranken, und rauchten zusammen, legten sich endlich zur Ruhe, aber sie schliefen nicht alle gleich lange und gleich tief.

Der

Der Weiße, der wachsamer als die übrigen war, stand ohne alles Geräusch auf, nahm das Beste von der ganzen Erbschaft zu sich, und flüchtete damit in das Land, was die Weißen noch jezo bewohnen. Nach ihm erwachte der braune oder kupferfarbichte Bruder. Er bemächtigte sich des ganzen übrigen Restes, lud alles, was einigen Werth hatte, auf Ochsen und Kameele, und zog damit ins Land der Mohren. Als endlich der Schwarze sich von seinem Lager erhob; sah er mit Erstaunen, daß seine Brüder mit allen Gütern fortgegangen waren, und ihm nichts zurükgelassen hatten, als einige Pfeifen, Tabak, etwas Hirse, Baumwolle, und einige Pagnen, die seine Brüder verschmähet hatten. Voll Grimms stopfte er eine Pfeife Tabak, um zu überlegen, was für einen Entschluß er zu fassen habe. Er hielt es endlich für das sicherste, zu warten, bis er eine günstige Gelegenheit finden würde, sich zu rächen, und alles, was er nur könnte, für den Antheil der Erbschaft wegzunehmen, dessen ihn seine Brüder beraubt hatten. — Dies ist alles, was die Marabus über ihre Abstammung und die Ursache ihrer Farbe wissen; ein gewöhnliches Mährchen, das sie mir mehrmalen erzählt haben.

Zweiter Abschnitt.

Auseinandersezung und Widerlegung der Vermuthungen neuerer Schriftsteller über die Ursache der Farbe der Negern.

Die Anatomiker der neuern Zeit haben über die Ursache der Farbe der Negern verschiedene Hypothesen geliefert. Einige haben die Ursache davon in der Epidermis, andere in dem Korpus mukosum, noch andere in einem kleinen weichen Nezhäutchen gefunden, das den ganzen Körper zwischen der Epidermis, und der eigentlichen Haut umgiebt, die in Weißen weiß, in Schwarzen schwarz seyn soll. Sie ist eine zarte Bekleidung, in welcher die Lichttheilchen gar keinen Widerstand oder Hinderniß finden, die sie im Gegentheil durchdringen, anstatt daß sie, wenn dies Nezhäutchen hart wäre, zurükgeworfen werden, und in uns die Empfindung der schwarzen Farbe erzeugen müssen.

Man erklärt das Korpus mukosum auf folgende Art. Der Nervensaft, sagt man, Ist eine zähe Feuchtigkeit, die sich in allen Nervenästen findet, die in der Haut zerstreut sind. Der Schleim, den sie ausschwizen, breitet sich z. B. um die Warzen der Brüste aus, sezt sich, wird hart, und bildet endlich das, was man das Korpus mukosum neunt.

Dies

Dies Korpus mukosum umwikelt also die Warzen, aus denen es ausschwizt, und erhält bald durch die natürliche Wärme dieser Theile eine gewisse Konsistenz, die durch die Berührung der Luft (im Fötus durch andere Feuchtigkeiten) noch befördert wird. Durch diese Berührung werden die Theile des Schleims fester mit einander verbunden; es entstehen mehrere Lagen von verschiedener Dichtheit, deren äußerste endlich die Epidermis wird, die mit vielen Schweißlöchern durchboret ist. — So sind die Systeme der Zergliederer über die physische Ursache der Farbe der Negern beschaffen, denen ich aber unmöglich meinen Beifall geben kann.

Ich behaupte also, daß weder die Haut (cutis) noch die darinn enthaltenen Säfte, noch auch das Nezhäutchen, oder das Korpus mukosum, vielweniger die Epidermis die Ursachen der Schwärze der Negern sind, und seyn können. Meine Gründe sind folgende, die meinen Lesern, wie ich hoffe, überzeugend scheinen werden.

1. Es ist allgemein bekannt und ausgemacht, daß das Blut, die Lymphe und Galle in allen Racen von Menschen, wie in allen Thierarten, dieselbigen sind. Das Blut ist in allen roth, die Lymphe weiß und durchsichtig, und die Galle gelb.

Das

Das erstere röthet unsere Wangen, und giebt selbst den Negern etwas Kolorit, was durch alle ihre Schwärze durchscheint. Das Blut kann also nicht die Ursache der Farbe der Negern seyn, und seine Gefäße können eben so wenig Wirkungen hervorbringen, zu denen nicht die geringsten Ursachen in ihnen vorhanden sind.

2. Auch die Lymphe macht die Negern nicht schwarz. Wenn sie es sollte; so müßte sie selbst nothwendig in den Negern schwarz seyn. Dies ist sie aber nicht; sondern im Gegentheil haben die Negern sie eben so weiß und durchsichtig, als die Europäer. Es läßt sich also nicht erklären, warum diese Feuchtigkeit, die in Negern nicht anders als in Weißen ist, in jenen ganz andere Wirkungen als in diesen hervorbringen sollte. Auch der Galle haben die Negern nicht ihre Farbe zu danken. Noch kein Schriftsteller von einiger Bedeutung hat behauptet, daß diese gelbe Feuchtigkeit dem Europäer die weiße Farbe gebe. Im Gegentheil ist es bekannt, daß, wenn sie in der Gelbsucht in die Gefäße der Haut austritt, sie die Kranken gelb färbt. Sie kann also nicht als die Ursache einer beständigen fortdaurenden weißen oder schwarzen Farbe angesehen werden, ungeachtet sie selbst in Negern, wenn sie von der eben genannten Krank-

heit

heit befallen werden, die gelbe Farbe auf eine Zeit lang durchscheinen macht.

3. Eben so wenig kann man die Haut als die Ursache der Schwärze der Negern nennen. Diese ist in allen Menschen dieselbige, und in Negern, wie in Weißen, aus denselbigen Bestandtheilen zusammengesezt. Aus einerley Ursachen aber können nicht entgegengesezte Wirkungen erfolgen. Auch die Zellhaut ist in allen Menschen, selbst in Negern weiß; und sie kann also eben so wenig die Ursache einer Schwärze seyn, wovon sie nicht den kleinsten Keim, nicht die geringste Spur enthält.

4. Endlich liegt der Grund von der schwarzen Farbe der Negern auch nicht in dem Korpus mukosum, was die nervichten Theile umgeben, und sein Daseyn dem ausgeschwizten Safte der leztern zu danken haben soll. Dieser Nervensaft ist in allen Menschen von allen Farben weiß; er kann also nicht die Ursache einer ihm gerade entgegengesezten Farbe seyn.

Vergebens wendet man ein, daß nach den Beobachtungen mehrerer Anatomiker das Korpus mukosum in den Negern schwarz, und also die Ursache ihrer Farbe sey. Ich gebe allenfalls die Vordersäze zu, und läugne die Schlußfolge.

Den übereinstimmenden Meinungen aller Zergliederer zufolge, haben alle Bestandtheile des Korpus mukosum in den Negern nicht den geringsten Keim von Schwärze in sich. Wenn die Theile dieses Ganzen dergleichen nicht haben; so kann sich im Ganzen selbst auch keine Spur von Schwärze finden, und dies Korpus mukosum läßt sich also nicht als die Ursache der Farbe der Negern denken. Alle Anatomiker geben zu, daß Blut, Lymphe und Galle den Menschen färben können, und daß alle Theile des menschlichen Körpers im Neger eben so, wie im Europäer, beschaffen sind. Sie müssen daher auch in beiden dieselbigen Wirkungen hervorbringen, und können den Neger nicht schwarz, den Europäer aber weiß färben.

Allein ich gebe zu, daß das Korpus mukosum in den Negern schwarz sey, oder befangenen Augen der Zergliederer so geschienen habe; und ich behaupte doch, daß diese Beobachtung, sie sey wahr oder unrichtig, meine Meinung im geringsten nicht angreife, und nichts wider mich beweise. Hier ist meine Rechtfertigung.

Da alle Theile, aus denen das Korpus mukosum und die Haut des Menschen gebildet wird, in allen Racen unsers Geschlechts von Natur weiß sind, und beide unaufhörlich mit neuen zufließen-

fließenden Feuchtigkeiten von eben der Farbe genährt oder unterhalten werden; so kann das Korpus mukosum nicht anders als weiß seyn und bleiben. Wo aber (kann man fragen) liegt denn die Ursache seiner Schwärze? denn ohne alle Ursache kann sie doch nicht entstehen. Meine Antwort ist folgende: Eben der Thau, eben das Klima, eben die brennenden Sonnenstrahlen, die durch eine ununterbrochene Fortdauer ihrer Wirksamkeit die Haut des Negern selbst schwärzten, haben auch der obersten Bedekkung seines Körpers, und, wenn man will, dem Korpus mukosum eben diese Farbe mitgetheilt. Denn dieser lezte Theil unsers Körpers ist gegen die Einflüsse physischer Ursachen eben so empfänglich, als die Haut selbst. Die Zergliederer geben zu, daß das Korpus mukosum ein dichter verhärteter Schleim sey, der eben dieser Dichtheit wegen von der Sonnenhize mehr leidet, als feste Theile, die in einer beständigen Bewegung sind. Es wäre also nicht zu verwundern, wenn man diesen Theil schwarz gesehen hätte. Wenn er also auch durch äußere Ursachen wirklich geschwärzt wird; so kann man ihn doch in keinerley Bedeutung die Ursache der Schwärze nennen, oder man müßte die Wirkung für die Ursache der Wirkung ansehen, und geltend machen wollen.

Das Korpus mukosum in den Negern also ist allein durch Thau, Klima, und Sonnenhize geschwärzt worden; dieser Theil selbst aber ist nicht die Ursache der Negernfarbe. Wenn endlich das Korpus mukosum die Ursache der Farbe sowohl der Negern, als der weissen, braunen, oliven- und kupferfarbigten, und halbschwarzen Menschen wäre; so müßte dieser Theil unsers Körpers in jedem einzelnen Individuo dessen Farbe haben. Dies wird nie ein Zergliederer beweisen: und wenn es auch möglich wäre; so würde doch auch diese Beobachtung meinen Raisonnements nicht widersprechen, weil ich immer behaupten würde, daß diese Verschiedenheiten der Farbe in dem Korpus mukosum verschiedener Personen den Wirkungen der verschiedenen Klimaten entsprechend sind.

Thau, Klima, metallische, salpeter- und schwefelartige Ausdünstungen, die wir verschluken oder einsaugen, durchdringen die Haut, das Korpus mukosum, u. s. w., und bereiten sie vor, die Eindrüke und Wirkungen der Sonnenstralen zu empfangen, und auf eben die Art ihre Farbe zu verändern, als Kleister u. s. w. bey der Annäherung einer glühenden Schaufel sie verändert. Die angezeigten Ursachen geben einem jeden Volke diejenige Farbe, die ihren Einflüssen entspricht, und es

liesse

liesse sich also immer begreifen, wenn das Korpus mukosum der Negern schwarz, und die der braunen gelben, u. s. w. diesen Farben gleich wären. Dies würde eine physische Wirkung derjenigen Ursachen seyn, die ich oben als die einzigen der verschiedenen Farben der Menschen angegeben habe.

Was die übrigen zufälligen Veränderungen des Menschen und seiner Farbe betrifft, die den Beobachtungen der Zergliederer nach bald durch die empörte Einbildungskraft der Mütter, bald durch heftige Krankheiten, bald durch übermäßige Furcht oder Schreken hervorgebracht werden; so bemerke ich, daß diese Abweichungen und Verwandlungen sich in allen Gegenden der Erde zeigen, und nicht auf diesen oder jenen Flek eingeschränkt sind. Sie sind nur zufällig, werden durch einzelne besondere Ursachen hervorgebracht und können gar nicht in Betrachtung kommen, wenn allgemeine fortdaurende Naturwirkungen erklärt werden sollen. Wenn die Zeit es mir erlaubte, alle diese Varietäten zu untersuchen, so würde ich daraus viele vortheilhafte Folgen für meine Meinung ziehen können. Meine Absicht ist aber nicht, meinen Lesern Langeweile zu machen, oder der gegenwärtigen Abhandlung Fakta einzumischen, die eigentlich nicht hineingehören.

Ich habe also bewiesen, was ich beweisen wollte, wenn ich werde dargethan haben, daß alle Theile der Haut von Natur weiß sind; daß sie nicht die geringste Spur oder Ursache von Schwärze enthalten, und daß nur allein Klima, Thau, und Sonnenstralen die Farbe der Negern erzeugen können.

Diese Schwärze mag in der eigentlichen Haut, oder der Oberhaut, oder im Korpus mukosum, oder noch anderswo ihren Siz haben, so ist mir ein jeder dieser Fälle gleichgültig, weil keiner meinen Gründsäzen zuwider ist. Genug, daß der Neger schwarz ist, und die Ursache dieser Schwärze weder im Blut, noch in der Lymphe, noch in der Galle, noch in den übrigen Theilen liegt, aus denen die Haut und das Korpus mukosum entstehen; alsdenn kann ich es schon als ein Faktum annehmen, daß die Schwärze der Negern nur allein aus den Wirkungen des Klima und der Sonnenhize entspringe, die sich nicht auf seine Haut allein einschränken, sondern sich auch im Nezhäutgen und dem Korpus mukosum äußern können. Dies Nezhäutchen ist, wie man sagt, der Hauptsiz der Farbe, selbst in den Weissen; entsteht aus dem Nervensafte und ist auch selbst in den Negern ein weisser Schleim, oder eine weisse Materie. So wie

aber

aber die färbenden Ingredienzien einer ursprünglich weissen Wolle eine schwarze Farbe geben; eben so schwärzen die Einflüsse des Klima auch die Haut oder das Nezhäutchen der Negern.

Heftige oder die lezten Krankheiten ändern die Farbe der Negern gänzlich und machen sie blaß. Solche, die ertrunken sind, werden sich so unähnlich, daß man sie für Weisse halten sollte. Andere Negern gewinnen gleich nach ihrem Tode, noch ehe die Leichname kalt werden, ihre vorige Schwärze wieder; ertrunkene aber verlieren die Blässe nicht, die Angst und Schreken ihnen noch vor dem Tode mitgetheilt hatten. Der Grund liegt wahrscheinlich darinn, daß das Wasser die fremden, Schwärze erzeugenden Theile auflöst und die Haut samt den Säften so sehr verdikt, daß nachher Luft und Sonnenhize nichts mehr an ihnen ausrichten können. Auch durch diese Erscheinung wird meine Vermuthung bestätigt.

Eben so verhält es sich mit großen Narben, die von Brand und Verwundungen entstanden und zurükgeblieben sind. Sie sind und bleiben weiß, weil sie nicht Zeit genug haben, zum zweitenmale schwarz zu werden. Die Beispiele der Saracenen und Portugiesen zeigen, daß mehrere Zeugungen dazu gehören, damit weisse nach Afrika verpflanzte

Menschen

Menschen in wirkliche Negern ausarten. Die neue Haut also, womit sich eine Narbe überzieht, kann während der übrigen Lebenszeit eines Verwundeten von Sonne und Klima nicht mehr bis zur völligen Schwärze verändert werden. Wenn die Ursachen der schwarzen Farbe innerlich im Neger, in den Bestandtheilen des Nezhäutchens oder des Korpus mukosum lägen; so würde die verlorne Farbe bald wieder hergestellt werden.

Ich habe eine Menge von Negern gesehen, die Blatternnarben von einer braunen, oder schmuzig weißlichen Farbe hatten. Solche Narben werden zwar, nachher immer dunkler und zulezt halb schwarz; ich habe aber doch keinen einzigen Neger bemerkt, in welchem sie so schwarz, als der übrige Körper, geworden wären. Sie gehen auch von der bräunlichen Farbe nur deswegen in die halbschwarze über, weil die zarten verlezten Theile, besonders zu der Zeit, als die Eiterbeulen sich öffneten, gegen die Einflüsse der Luft, Sonne und des Thaus um desto empfänglicher waren.

Oft werden von Negeräldern weisse Kinder geboren, selbst alsdenn, wenn die Mutter nie einen Weissen gesehen hat, und ihre Einbildungskraft nicht stark davon gerührt seyn kann. Auch diese Beispiele beweisen es, daß die weiße die ursprüng-

liche

liche Farbe der Menschen sey: daß die schwarze nur aus den Wirkungen äußrer Ursachen entstehen könne, und die Natur endlich von Zeit zu Zeit in ihre alten Rechte zurükzukehren suche. Das Gegentheil läßt sich aber nicht aus der entgegengesezten Erscheinung schliessen, wo von zwo weissen Eltern ein schwarzes Kind geboren wird. Solche Fälle entstehen allein daher, daß die Einbildungskraft der Mutter durch den Anblik oder die Vorstellung eines Negern sehr heftig ist bewegt worden.

Viertes Kapitel.

Auflösung einiger Einwürfe, die man der gegebenen Erklärung vom Ursprunge der Farbe der Negern entgegensezen könnte.

Der Senegal (kann man einwerfen) ist, so zu sagen, die Scheidungslinie, welche die schwarzen Mohren von den braunen absondert. Beide leben unter demselbigen Klima und leiden gleichviel von Thau und Sonnenhize. Wenn also hierinn die Ursachen der schwarzen Farbe lägen; so müßten die Mohren, die an der Nordseite des Senegal wohnen, eben so schwarz seyn, als die sich südwärts von diesem Flusse aufhalten.

Dieser so oft wiederholte Einwurf wird meine Vermuthung noch mehr aufklären. Man bemer-

ke nämlich, daß das nördliche Ufer des Senegal von Negern sowohl, als braunen Mohren, das südliche aber nur allein von Negern besezt ist, die keinem Mohren von einer andern Farbe, als die ihrige ist, den Eintritt in ihr Land erlauben würden. Die nördliche Seite war auch von jeher von Negern bewohnt, bis in der Mitte des lezten Jahrhunderts die Mohren anfiengen, sich an dieser Seite des Flusses niederzulassen, von der sie aber oft durch die Negern vertrieben wurden. Endlich wurden die leztern durch die unaufhörlichen Anfälle und Plünderungen der erstern ermüdet, und verliessen das nördliche Ufer, um am südlichen gegen alle Beunruhigungen gesichert zu seyn. Die Mohren machten vergebliche Versuche, auch hier sich festzusezen, sie wurden beständig verjagt, und sahen sich endlich genöthigt, die nördliche Seite allein zum Aufenthalte zu wählen. Hier haben sie sich in der Nachbarschaft einiger beträchtlichen Negerkönigreiche behauptet, und bewohnen noch jezo die Gegenden, die von den Negern sind verlassen worden. Allmälich haben sie sich vermehrt, und sind endlich zu einem von den Negern verschiedenen Volke angewachsen. Der Senegal, die benachbarten Goldminen, der große Handel und die reichen Produkte des Landes waren mächtige Reize,

wodurch diese herumziehenden Mohren aus den Königreichen Marokko, Salee, Tafilet und andern Gegenden, die alle von braunen Menschen bewohnet werden, angelokt wurden. Diese Mohren nun haben sich noch nicht während so vieler Zeugungen an der Nordseite des Senegal aufgehalten, als zu ihrer Verwandlung nöthig gewesen wären. Sie sind also noch jezo braun, aber doch schon viel dunkler, als sie ursprünglich waren. Und wenn sie noch eine oder ein Paar Generationen sich in diesen Gegenden aufhalten, so werden sie gewiß mit den ehemaligen Saracenen einerley Schikfal haben und durch die oft genannten physischen Ursachen in Negern verwandelt werden. Unterdessen glaube ich doch, daß die jezigen Mohren eine größere Zahl von Zeugungen brauchen würden, um ganz verwandelt zu werden, als bey den Saracenen und Portugiesen nothwendig waren, weil die leztern, vom Anfange ihrer Niederlassungen an, feste Size und Wohnungen hatten, da die Mohren hingegen herumziehen, fast alle Jahre mit Weibern und Kindern das Klima verändern, und also auch die Folgen der Einflüsse der heissen Zone unterbrechen. Sie entfernen die Zeit der Schwärzung in eben dem Verhältnisse, in welchem sie die Ursachen schwächen; und so lange sie unstet und flüchtig bleiben, werden

sie wahrscheinlich die Wirkungen des heissen Klima nie ganz empfinden.

Wahrscheinlich sind es diese Mohren, welche berühmte Schriftsteller meinen, wenn sie sagen: daß im Mittelpunkte von Afrika, diesem Theile der alten Welt, dessen Inneres uns so neu und unbekannt ist, und mitten unter einem großen Mohrenvolke sich eine Race von Menschen finde, die so weiß als Milch und Papier sey, aber völlig die Physiognomie ihrer jezigen Landsleute, der Negern, habe. Unter den Negern lebt schlechterdings kein Volk, das so weiß als Milch wäre; die braunen Mohren sind die am wenigsten schwarzen Bewohner dieses Erdtheils; sie stammen von Ismael ab, wie die Negern, und es ist also nicht zu verwundern, daß sie mit diesen einerley Physiognomie haben. Wenn sie eine gehörige Zeitlang in den Gegenden, worinn sie sich jezo aufhalten, blieben; so würde man sie bald in die schwarze Farbe übergehen sehen.

Allein die Mohren (sagt man ferner) haben schwarze, lange und dike Haare; die Negern hingegen kurze, feine und krause. Worinn liegt die Ursache dieses Unterschiedes? Darinn, daß die erstern sich im heissen Erdgürtel noch nicht so lange aufgehalten haben, daß sie durch die Einflüsse

der Hize, des Thaus und der Luft in wahre Negern hätten verwandelt werden können. Sie sind nämlich erst 1689 in diejenigen Gegenden gekommen, in denen sie gegenwärtig herumziehen. Nähmen sie im heissen Erdgürtel, wie die meisten Negern, feste Size, und schweiften sie nicht so oft in nördlichere Gegenden aus; so würden sie bald die Haare, wie die Farbe, der Negern erhalten. Es war also für einige Reisende, oder Erdbeschreiber und Schriftsteller genug, einige braune Mohren am Senegal gesehen, oder davon gehört zu haben, um von dieser Erscheinung frappirt zu werden und zu versichern, daß es mitten in Afrika und unter den Negern eine Race von weissen Menschen gebe, daß also die Schwärze der Negern weder von der Sonnenhize, noch dem Thau und Klima des heissen Erdgürtels herrühren könne. Diese Gelehrte wußten den Zeitpunkt der Niederlassung der braunen Mohren am Senegal nicht; sie dachten nicht daran, daß diese Mohren alle Jahre und fast alle Monate Aufenthalt und Klima verändern; daß, wenn sie einiges Glük im Handel gemacht haben, sie in ihre Heimat zurükkehren und von andern ersezt werden; und daß hierinn der Hauptgrund liege, warum sie im heissen Erdgürtel ihre ursprüngliche Farbe gleich den Europäern beibehalten, die

nur auf eine Zeitlang nach Afrika kommen. Unbekannt mit allen diesen Faktis, wagten sie den von mir jezt angeführten Ausspruch, und thaten sich nicht wenig darauf zu Gute. Freilich erhalten weisse Menschen während einer gewissen Zeit ihre Farbe, weil man, um in Negern verwandelt zu werden, mehrere Zeugungen hinter einander in festen unveränderlichen Wohnungen unter der heissen Zone gelebt haben muß.

Man wirft ferner ein: wenn physische Ursachen, die dem heißen Erdgürtel eigenthümlich sind, die schwarze Farbe erzeugen, warum bringen diese in den übrigen Thieren nicht, wie im Menschen, dieselbige Wirkung hervor? — Ferner: warum behalten die in ein anders Klima verpflanzten Negern und ihre Kinder die angeborne Schwärze, wenn sie sich nur nicht mit den Weißen vermischen. Wäre die Sonnenhize die Ursache ihrer Farbe; so müßte die Haut aller Völker unter derselbigen Breite von derselbigen Beschaffenheit seyn. Dies ist aber nicht so; selbst in Afrika sind zwar die Völker zwischen der Mittagslinie und dem südlichen Wendekreise schwarz; die nordwärts von dem Aequator wohnenden aber haben nicht alle diese Farbe.

Hierauf antworte ich, daß, wenn die Thiere des heißen Erdgürtels nicht der Negernfarbe fähig sind; so zeigen sich doch an ihnen andere ähnliche nicht geringere Wirkungen. Die Haare und Federn, womit sie bedekt sind, widerstehen den Einflüssen des Klima, der Feuchtigkeit, und der Sonnenhize, und entfernen also oder halten die Verwandlungen der Haut zurük. Sie haben aber dagegen ein dikkeres, schwärzeres oder dunkeleres Haar, als Thiere gleicher Art in Europa, und sind auch weit größer, wilder und stärker, als diese. Dieser Zeichen ihres Aufenthalts ungeachtet werden sie durch ihr dichteres Haar und ihre dikkere Haut gegen die brennenden Stralen der Sonne geschüzt. Wären die Felle der Thiere nakt und unbedekt, wie die Haut der Negern ist; so würde man an ihnen auch dieselbigen Wirkungen wahrnehmen. Denn die Häute fast aller Thiere sind unter den Haaren oder Federn meist ganz schwarz.

Auch der zweite Theil des Einwurfs ist ohne allen Grund. Denn ein jeder, der Negern außer ihrem Vaterlande zu beobachten Gelegenheit gehabt oder noch hat, weiß es, daß sie schon in zehn Jahren sehr vieles von ihrer Schwärze verlieren, und daß in der zweiten Zeugung schon einige

nur Kaffee- oder Kastanien-braun, andere aber halb schwarz sind, weil Sonne und Klima anders als in der heißen Zone auf sie wirken. Eine allgemeine Erfahrung lehrt es, daß Negernkinder, die in Frankreich oder Amerika geboren werden, bey jeder Generation viel und merklich von der Schwärze ihrer Aeltern verlieren. Hieraus kann man keinen andern als folgenden Schluß ziehen. Die Aeltern dieser Negernkinder, die in Frankreich oder Amerika geboren werden, waren ganz schwarz, als sie Afrika verließen; (alle Negern bestätigen dieses durch ihre natürliche ungeschwächte Farbe). Diese Aeltern haben in fremden Ländern und Klimaten nichts von ihrer ursprünglichen Schwärze verlieren können, wenn weder Luft noch Feuchtigkeit, noch Sonnenhize die physischen Ursachen ihrer Farbe sind. Unterdessen haben sie doch unter fremden Klimaten in kurzer Zeit sehr vieles von dem Glanze ihrer schwarzen Farbe verloren; folglich ist die Verschiedenheit des Klima die Ursache dieser Veränderung und des Einbußes an Schwärze, den sie gelitten haben. Denn keine andere Ursache kann diese Wirkung hervorgebracht haben: wäre nämlich das Korpus mukosum u. s. w. die Ursache ihrer Schwärze gewesen; so würde dieses die von ihm erzeugte Farbe in Amerika

rika und Frankreich wie in Afrika erhalten haben.

Es ist nicht genug, einen Negern in Europa, Asien und Amerika gesehen zu haben, um mit einem entscheidenden Tone etwas zu behaupten, was eine tägliche Erfahrung widerlegt: daß die Negern in den genannten Erdtheilen ihre Farbe unveränderlich erhalten, wenn sie sich nur nicht mit Weissen oder andern Völkern von andern Farben vermischen. Bevor man solche Aussprüche wagt, muß man zuvor untersucht haben, seit wie langer Zeit ein Neger sich in einem fremden Lande aufgehalten; ob er beständig in derselbigen Gegend, und demselbigen Himmelsstriche geblieben sey; ob er zur ersten oder zweiten u. s. w. Generation gehören; ob nicht gewisse Unterbrechungen eingetreten sind u. s. w.? Denn ein Neger kann in Afrika geboren und nach Frankreich gekommen seyn, wo er in der ersten Zeugung zu wenig von seiner Schwärze verlieren wird, als daß Europäer, die wahre Negern nie gesehen haben, es bemerken sollten. Solche Personen werden immer der veränderten Schwärze ungeachtet behaupten, daß ein Neger nichts von seiner ursprünglichen Farbe verloren habe, wenn der Verlust in den Augen von Kennern auch noch so groß erscheint. Wäre er

auch

auch nur noch halb schwarz, so werden viele Europäer, denen die ächte Schwärze der Negern nie vorgekommen ist, ihn doch für schwarz erkennen. Nichts wäre unterdessen lächerlicher, als die Unveränderlichkeit der Negernfarbe zu behaupten, besonders wenn man überlegt, daß man in Europa noch nie eine Folge von Negernzeugungen beobachtet hat. An den Negern in Amerika kann man es bemerken, daß die Kinder aus der zweiten Zeugung nur halb schwarz sind, wenn man sie mit den afrikanischen Negern vergleicht.

Der dritte Theil des Einwurfs besteht darinn: daß, wenn meine Vermuthung richtig wäre, alsdenn alle Völker, die unter demselbigen Grade der Breite wohnen, dieselbige Farbe, und also alle Menschen, die nur eben so viele Grade, als die Negern, von der Mittagslinie entfernt sind, auch alle schwarz seyn müßten, u. s. w.

Diejenigen, welche diesen Einwurf gemacht, oder wiederholt haben, wußten nicht, daß man in Afrika, wie in Europa, Provinzen findet, deren Klima von dem der benachbarten gänzlich verschieden ist. Auch in nicht weit von einander entfernten Gegenden unsers Erdtheils hält man hier im August und September, anderswo erst im Oktober und November Weinlese, weil Sonnenwärme und

Klima

Klima verschieden sind. Oerter können unter demselbigen Grade der Breite liegen, und doch sehr von einander abweichen, weil Thau, Minen, die aus ihnen aufsteigenden Dünste, Wälder, Berge, u. s. w. in ihnen verschieden sind, und also auch verschiedene Wirkungen hervorbringen. Zwischen der Mittagslinie und dem südlichen Wendekreise wohnen lauter schwarze Völker, weil der Thau die Haut, so zu sagen, schwängert, und die heftigste Ausdünstung ihre Schweißlöcher öfnet, so daß die Sonne sie schon auf eine gewisse Art vorbereitet findet, und ihre Gewalt in ihrem ganzen Umfange daran ausüben kann. Ihre Hize macht sie also schwarz, und färbt andere Völker unter demselbigen Grade der Breite nur braun, weil sie ihren Einwirkungen weniger ausgesezt sind. Die Einflüsse der Sonnenhize können nämlich durch vielerley Hindernisse aufgehalten und geschwächt werden. Die Luft zum Beispiel kann in einem offenen Lande frischer, und mit gar keinen, oder sehr wenigen metallischen, Schwefel- oder Salpeterartigen Dünsten angefüllt seyn. Auch Wasser, Nahrung und eine beständige Bedekung der Haut, u. s. w. können den Ursachen der Schwärze entgegenarbeiten, die ich aber weitläuftiger auseinandergesezt habe. Der Böhme ist fast halb schwarz, und der Sachse

hingegen weiß, weil die Ursachen der Farbenveränderung in diesen benachbarten Ländern nicht auf einerley Art wirken können.

Man nehme zween Europäer von gleicher Weisse, und lasse den einen den Sonnenstralen stets ausgesezt, den andern aber dagegen geschüzt seyn, so wird der lezte seine blendende Weisse erhalten, und der erste hingegen ganz braun werden.

Eben so verhält sichs mit ganzen Völkern. Je mehr sie der Sonnenhize ausgesezt sind; desto mehr werden sie geschwärzt und desto stärker verändert sich ihre Farbe. Weil nun diese Hize nicht durch ganz Afrika gleich ist; so ist es nicht zu verwundern, daß sie auch verschiedene Wirkungen hervorbringt, und daß die Bewohner einiger Gegenden schwarz, die von andern aber nur schwärzlich, oder braun, oder röthlich sind, nach Verhältniß der verschiedenen Lage, Hize und Feuchtigkeit der Länder, in denen sie sich aufhalten.

Man wirft ferner ein: daß die Bewohner des nördlichen Amerika unter gewissen Graden der Breite weiß, die Europäer hingegen, die unter denselbigen Graden wohnen, braun oder olivenfarbig sind, wie die in Kandia, Sicilien und einigen Provinzen von Spanien. Dieser Unterschied (fährt man fort) kann nicht von der Trokenheit des Bo-

dens, oder dem Mangel von Feuchtigkeit herkommen, welche die Wirkungen der Sonnenstralen auf die Afrikaner verstärkt. Denn die Länder, (setzt man hinzu,) die von Negern bewohnt werden, weit entfernt wasserarm zu seyn, werden vielmehr von großen Flüssen durchströmt, welche die Luft erfrischen und den Boden bewässern, da hingegen die dürresten Wüsten Lybiens nicht schwarze, sondern nur olivenfarbige Einwohner enthalten.

Um diesen Einwurf zu machen, muß man Afrika selbst gar nicht kennen. Die Hottentotten am Vorgebirge der guten Hoffnung, die unter dem vier- und fünf und dreißigsten Grade der Breite wohnen, seyen schwarz, und die auf der Insel Kandia unter demselbigen Grade der Breite seyen es nicht; was für eine Folge will man aus diesem Dato ziehen? Man kann weiter nichts sagen, als daß beides aus den Ursachen geschehe, die ich so oft wiederholt habe. Ich werfe wiederum ein, daß die Engländer weiß und die Anwohner der Hudsonsbay schwärzlich sind, ungeachtet jene in einem eben so kalten und nördlichen Lande wohnen, als die leztern. Dieser Unterschied der Farbe entsteht daher, daß Klima und Sonnenwärme an der Hudsonsbay anders, als in England wirken, wo die Luft gemäßigter, reiner und bewegter ist, als in

der Hudsonsbay. Gleichheit der Kälte beweist gar nichts, weil sie sonst allenthalben dieselbige Wirkung hervorbringen müßte; und dies würde sie thun, wenn nicht noch andere Ursachen auf die Farbe der Haut einen Einfluß hätten. In der Hudsonsbay ist der Thau und Nebel ganz anders, als in England; die Hize verändert sich auf eine andere Art nach den verschiedenen Jahrszeiten, die Sonnenstralen sind bisweilen im äußersten Grade brennend, und alle diese Ursachen zusammengenommen bringen, wenn die Kälte zu gewissen Zeiten auch ohngefähr gleich ist, ganz verschiedene Wirkungen hervor. Afrika hat zwar viele große Ströme; aber es wird dessen ungeachtet nicht so sehr davon gewässert, und ist nicht weniger heiß. Acht Monate von ununterbrochener Dürre, ein stets heiterer Himmel, ohne Regen, ohne Stürme und Gewitter; ferner die brennendste Hize, häufiger Thau, ein unaufhörlicher Schweiß, endlich metallische, Salpeter- und Schwefelartige Ausdünstungen, mit denen die Luft angefüllt ist, bringen, zusammengenommen, die Erscheinung der Farbe hervor, die ich bisher zu erklären mich bemühet habe.

Um diese Materie ganz ins Reine zu bringen, darf ich endlich nur noch folgende Schwierigkeiten auflösen, von denen die erstere diese ist: Warum

die

die Kinder von Europäern, die in Afrika unter der heissen Zone geboren werden, nicht eben die schwarze Haut erhalten, welche die eingebornen Bewohner des Landes haben, da doch Thau, Sonnenstralen und Luft auf die einen, wie auf die andern, wirken?

Um diesen Einwurf zu beantworten, bemerke ich, daß die Kinder der Europäer gleich nach der Geburt nicht weisser, als die der Negern, sondern röthlich sind, weil, um mich so auszudrüken, das heisse Bad, aus welchem sie ans Tageslicht kommen, das Blut in die äußern Theile des Körpers treibt, und allenthalben eben die Röthe erzeugt, die wir an unsern Füßen wahrnehmen, wenn wir sie eine Zeitlang im warmen Wasser gehalten haben.

Die Kinder der wahren Negern werden einige Monate nach der Geburt schwarz; aber diese blasse schmuzige Schwärze ist, so zu sagen, nur ein Anfang der nachfolgenden, und nimmt unmerklich mit dem Alter zu, anstatt, daß die Kinder der Europäer, so roth sie auch gleich nach der Geburt waren, nachher weisser und mit reiferm Alter wieder braun werden. Die Ursache dieses Unterschiedes ist folgende:

Die Kinder ächter Negern haben gleich nach der Geburt einen Anfang von schwarzer Schattirung, weil

weil ihre Haut im Mutterleibe und seit vielen Zeugungen dazu vorbereitet ist. Sie hat nämlich weit mehrere, größere und geöffnetere Schweißlöcher, die alle fremden in der Luft zerstreuten Theile und selbst die Einflüsse des starken Thaus viel leichter aufnehmen können, und also dadurch zu plözlichen Veränderungen der Farbe vorbereitet werden. Eine solche Haut also, die schon im Mutterleibe mit vielen, geöfneten und denen ihrer Aeltern entsprechenden Schweißlöchern durchbort ist, wird von den Schwärze erzeugenden physischen Ursachen sehr stark getroffen, und erhält nach verschiedenen steigenden Graden endlich eine vollkommene Schwärze.

Mit Kindern, die von weissen Aeltern in Afrika geboren werden, verhält es sich ganz anders. Die Haut der Aeltern ist noch unverändert; und die der Kinder hat also dieselbige Einrichtung und Dichtheit. Die weniger zahlreichen und geschlossenen Schweißlöcher sind gegen die Einflüsse des Klima weniger empfänglich. Die metallischen, Salpeter- und Schwefelartigen Dünste, mit denen die Luft in Afrika angefüllt ist, finden bey den Kindern der Europäer nicht so viel Eingang, als bey denen der Negern; und eben deswegen können Thau, Luft und Sonnenhize auch nicht auf eine so mächtige Art wirken. Es gehören also, wie ich schon

mehr-

mehrmalen bemerkt habe, einige Generationen dazu, damit die Schweißlöcher geöfnet, die heftigen in diesem Erdtheile unvermeidlichen Ausdünstungen hervorgebracht, und die Haut also zu einer gänzlichen Verwandlung allmälich vorbereitet und dann fähig gemachtwerde. Es wird ferner erfordert, daß diese Zeugungen im heissen Erdgürtel selbst auf einander folgen und ihren Aufenthalt nicht verändern; denn wenn sie durch das Hinziehen in andere Klimate unterbrochen werden, so schliessen die Schweißlöcher sich wieder, die Haut wird diker, erhält eben die Beschaffenheit, die sie vormals in Europa hatte, und bleibt also weniger fähig, die Einflüsse des Klima zu empfangen. Man muß alsdenn neue oder längere Wege nehmen, um zu derselbigen Verwandlung zu gelangen.

Die tägliche Erfahrung lehrt, daß, wenn ein Europäer und eine Europäerinn nach Afrika gehen, sich verheirathen und Kinder zeugen, ihre Kinder nur braun sind; daß deren Kinder, die die zweite Generation ausmachen, (wenn sie nämlich stets im heissen Erdgürtel leben,) eine blasse Mulattenfarbe erhalten; daß die von der dritten zu einer dunklen Mulattenfarbe fortgehen, die von der vierten schwärzlich und noch etwas mehr werden, und daß endlich die fünfte Generation durchaus schwarz wird. Dies

Faktum

Faktum ist außer allem Zweifel. Zehntausend Portugiesen, die sich allmälich in Afrika niedergelassen haben, können dessen Wahrheit bezeugen.

Ein Neger und eine Negerinn, wenn sie nach Europa verpflanzt werden, werden Kinder zeugen, die schon in der ersten Generation sehr vieles von der Schwärze ihrer Aeltern verlieren, und von einer Zeugung zur andern allmälich den Europäern gleich kommen werden. Wir sehen selbst in Paris alle Tage Negern von der ersten oder zweiten Zeugung aus Amerika, oder andern Ländern außer Afrika ankommen, die man für wahre Negern hält, ungeachtet sie schon ein Drittheil der Schwärze ihrer Landesleute im heißen Erdgürtel verloren haben. Man bildet sich ein, daß solche Negern ihre ursprüngliche Farbe noch unverändert besizen, weil man die wahren Negern in Afrika niemals gesehen hat. Diese leztern haben eine lebhafte glänzende Schwärze, da hingegen diejenigen, die man in Frankreich zu sehen gewohnt ist, nur eine blasse und unterbrochene schwarze Farbe haben. Man nennt sie aber doch beide Negern, ohne unter ihnen einigen Unterschied zu machen.

Warum sind, frägt man ferner, die Kinder eines Europäers und einer Negerinn halb schwarz oder Mulatten; warum erzeugen diese Mulat-

ten mit Weißen nur halbe Mulatten, warum werden die leztern, wenn sie sich wieder mit Weißen vermischen, nur braun, und von derselbigen Farbe, die die Europäer erhalten, wenn sie lange im heißen Erdgürtel von Afrika verweilen?

Ich gebe zu, daß die Kinder eines Europäers und einer Negerinn nur halb schwarz oder Mulatten werden, daß die Schwärze sich von Generation zu Generation verliere, daß endlich die dritte oder vierte Zeugung nur braune Kinder liefere, und erkläre diese Erscheinungen auf folgende Art:

Ein Kind, das von einem Europäer mit einer Negerinn erzeugt wird, hat gleich nach der Geburt völlig die Farbe europäischer Kinder, nämlich die röthliche. Die Haut eines solchen Kindes hat auf der einen Seite die Eigenschaften der Haut seines Vaters; das ist eine solche, in der sich wenige, nicht sehr geöfnete Schweißlöcher finden, die also die metallischen Salpeter- und Schwefelartigen Dünste der Luft aufzufangen nicht sehr geschikt ist; auf der andern Seite aber hat seine Haut auch etwas von der Haut der Mutter, das ist, zahlreichere und mehr geöfnete Schweißlöcher, als die Haut solcher Kinder, die von weißen Aeltern geboren werden. Ein solches Kind ist also nicht so empfänglich gegen die Einflüsse des Klima, und-

der Sonne, als Negernkinder; aber doch auch empfänglicher, als andere, deren Aeltern beide weiß waren. Sie werden also auch in eben dem Verhälnisse dunkler als jene, und heller als diese gefärbt, in welchem ihre Haut von der Haut der einen sowohl als der andern verschieden ist.

Wenn ein Kind, das von einem Weißen mit einer Negerinn gezeugt worden ist, einen Europäer heirathet: so werden deren Kinder nur halbe Mulatten seyn, und die Kinder von diesen werden nur braun ausfallen, weil die Haut von einer Zeugung zur andern fester und diker wird, weniger Schweißlöcher bekömmt, und endlich der unsrigen völlig gleich wird.

Alle diese Kinder von verschiedenen Generationen, nämlich halb Schwarze, oder Mulatten, halbe Mulatten, und Braune, werden, wenn sie im heißen Erdgürtel bleiben, mit zunehmendem Alter immer schwärzer werden, und zwar viel schneller, als die Kinder von Europäern, weil jener ihre Haut weit mehr geschikt ist, die Einflüsse des Klima zu empfangen oder aufzunehmen, als der leztern ihre.

Wenn Kinder, die von einem Weißen und einer Negerinn erzeugt worden, und mit der Folge der Zeugungen endlich braun geworden sind, be-

ständig unter der heißen Zone fortleben, so werden sie allmälich eben den Weg, auf welchem sie endlich zur braunen Farbe heraufgekommen sind, wieder rükwärts machen, und stufenweise von einer Zeugung zur andern durch Luft, Feuchtigkeit und Sonnenhize verändert werden, bis sie sich endlich bey der vierten oder fünften Generation wieder in wahre Negern verwandeln. Ich selbst habe Personen von beiderley Geschlecht gesehen, die in ihrer Jugend nur braun waren, im vierzigsten Jahre aber meist oder auch ganz die Farbe von Mulatten hatten. Ich habe ferner bemerkt, daß von zween Töchtern und einem Sohne, die einen Europäer zum Vater und eine halbe Mulattinn, (die in ihrer Jugend nur braun gewesen war) zur Mutter hatten, der Sohn und die älteste Tochter fast wie halbe Mulatten aussahen, da das jüngste Mädchen höchstens braun war.

So ist der Gang und die Ordnung der physischen Ursachen der Negernfarbe beschaffen, die eine tägliche Erfahrung mir gezeigt hat, und die ein jeder Neugieriger noch immer selbst in Afrika, besonders auf der Insel Goree, bemerken kann. Ein Drittheil nämlich der Einwohner dieser Insel stammt von Franzosen ab, die sich mit Negerinnen verheirathet haben, und deren Kinder und

Nachkommen uns durch die Stuffen ihrer Farben die Wirkungen der physischen Ursachen auf die Haut, bis zu ihrer gänzlichen Veränderung ins Schwarze, und vom Schwarzen ins Weiße, zeigen. Jene geht langsamer vor sich als die leztere. Denn um von der europäischen Weiße zur Negernschwärze zu kommen, sind vier oder fünf Zeugungen nöthig, da man hingegen zur Verwandlung der schwarzen Farbe in die weiße nur drey braucht.

Selbst alsdenn, wenn die Schwärze der Negern den höchsten Grad ihres Glanzes erreicht hat, sind doch die innern Theile der Hand, die Fußsohlen, der Untertheil des Gesäßes, des Kinns, und die Kniekehlen viel weniger schwarz, als der übrige Körper; in allen diesen Theilen ist selbst eine so merkliche Schattierung vom Weißen, daß man gar nicht zweifeln kann, daß nicht die Schwärze des übrigen Körpers zufällig seyn sollte. Es fällt in die Augen, daß alle diese Theile, die den in der Luft herumfliegenden Dünsten und der Sonnenhize weniger ausgesezt sind, auch stets etwas von der natürlichen weißen Farbe behalten, die die physischen Ursachen nicht ganz haben verwandeln können. Wäre die Schwärze der Negern ihre wahre ursprüngliche Farbe, so würde sie über den ganzen Körper gleichförmig verbreitet seyn. Es findet sich

aber

aber kein einziger Neger, der nicht die Beweise von allen den Faktis, die ich kurz vorher angeführt habe, an sich trüge.

Endlich wird man einwerfen, daß doch die Wurzeln der Nägel einen Keim von Schwärze enthalten, da die Negernkinder sonst am ganzen übrigen Leibe roth sind.

Ich antworte, daß diese Entwikelung der künftigen Negernschwärze, so zu sagen, etwas frühzeitiges sey, weil der Ausbruch der Nägel den Nervenspizen eine Art von Thor an solchen Stellen öfnet, wo sie wenig bedekt und also den Wirkungen physischer Ursachen mehr ausgesezt sind. Diese wirken nicht allein durch die Mutter auf das Kind, sondern auch auf das Kind selbst in dem Augenblike der Geburt, und können also die jezt berührte Erscheinung erzeugen.

Im hohen Alter wird die glänzende Schwärze der Negern matter, gelblich und mit Fleken übersäet. So wie eine weisse Wolle, die schwarz gefärbt war, sich ihrer ursprünglichen Farbe wieder nähert, wenn sie abgenuzt wird; eben so zeigt die Haut der Negern in ihrem sinkenden Alter, wie in der Kindheit, daß die weiße ihre natürliche Farbe war. In Negern oder Negerinnen von dreißig Jahren, in denen die Schwärze am vollkommen-

sten

sten und glänzendsten ist, entdekt man leicht eine Schattirung von Röthe, besonders wenn sie erhizt oder aufgebracht sind. Sobald aber eben diese Personen von heftigem Schreken überfallen, oder von großen Schmerzen angegriffen werden; so verschwindet ihre glänzende Farbe auf einmal, und es bleiben auf ihrer Haut nur schmuzige, ins Schwarze fallende Fleken und Schattirungen übrig, zwischen denen ein Fond von weisser Farbe augenscheinlich durchbricht. Sobald der Schreken, oder die Schmerzen sich gelegt haben; breitet sich ihre vorige glänzende Schwärze von neuem über ihren ganzen Körper aus.

Dies sind meine Betrachtungen über die Ursachen der Negernfarbe, die ich, auf das Anrathen andrer, meiner Geschichte hinzugefügt habe. Alle meine Absichten und Wünsche würden erfüllt seyn, wenn ich dem Leser behülflich gewesen wäre, die wahren Ursachen der untersuchten Erscheinung ausfindig zu machen.

Ende des zweiten Bandes.

Verzeichniß
der Kapitel des zweiten Theils.

Erstes Kapitel.

Von den Sitten und der Religion der Negern, — Seite 5

Zweites Kapitel.

Beobachtungen über ihre Gebräuche, 43

Drittes Kapitel.

Bemerkungen über die Naturprodukte in Afrika, — 64

Viertes Kapitel.

Beobachtungen über die Thiere in Afrika, 85

Fünftes Kapitel.

Ueber die wohlriechenden und Gewürzbäume; über das Bauholz; über die verschiedenen nüzlichen Pflanzen, die Afrika hervorbringt, 113

Sechstes Kapitel.

Beobachtungen über die Mittel, Afrika für den Staat und die Religion gleich nüzlich und wichtig zu machen, 141

Historisch-physische Abhandlung.

Erstes Kapitel.

Betrachtungen über verschiedene Naturerscheinungen, — Seite 155

Zweites Kapitel.

Ueber den Ursprung der Negern und die physischen Ursachen ihrer Farbe, 166

Drittes Kapitel.

Widerlegungen der verschiedenen Systeme anderer Schriftsteller über den Ursprung der Negern und die Ursachen ihrer Farbe, 189

Erster Abschnitt.

Ueber den Ursprung der Saracenen und Negern und die wahre Ursache ihrer Farbe, 198

Zweiter Abschnitt.

Erzählung und Widerlegung der Vermuthungen einiger neuern Schriftsteller über die Ursache der Farbe der Negern, 204

Viertes Kapitel.

Auflösung einiger Einwürfe, die man der gegebenen Erklärung vom Ursprunge der Farbe der Negern entgegensezen könnte, 215

Staatl. Bibliothek Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Demanet, ...

Neue Geschichte des französischen Afrika mit neuen Charten sowol, als geographischen, astronomischen und andern Beobachtungen über die Gebräuche, Sitten, Religion und den Handel dieser Gegenden
Bd.: Zweiter Band

1778 1778

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.4300(1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11098770-0
VD18 90312392-dd